

geographische
revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 3 · 2001 · Heft 2

Marxism in
Geography

Inhalt

Vorwort	3	Heiner Dürr	55
Neil Smith Marxism and Geography in the Anglophone World	5	Handreichungen für diskursive Geographien. Zu Benno Werlens Einblicken in die Sozialgeographie	
David Harvey Globalization and the “Spatial Fix”	23	Einzelrezensionen	91
Hans-Dieter von Frieling und Eva Gelinsky Ökologische Leitplanken und moralische Leitbilder – Wissenschaftliche Empfeh- lungen für einen zukunftsfähigen Kapita- lismus	31		

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck,
Jörg Becker (verantwortlich für diese
Ausgabe)
Gastredaktion:
Bernd Belina
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37136 Waake
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 9,00 EUR (incl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
15,00 EUR (incl. Versandkosten).

Die Geographische Revue erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,
Universität Potsdam, Postfach 60 15 53,
14415 Potsdam
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
PD Dr. Wolfgang Aschauer, Bildungs-
wissenschaftliche Hochschule Flensburg
Universität, Institut für Geographie und
ihre Didaktik, Mürwicker Str. 77,
24943 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Vorwort

Marxism in Geography. Zu den Beiträgen von Neil Smith, David Harvey und Hans-Dieter von Frieling und Eva Gelinsky

Die Marx-Rezeption hat in der deutschsprachigen Geographie keine bedeutsame Tradition. Das unterscheidet sie nicht nur von anderen Sozial- und Geisteswissenschaften, sondern auch von der anglo- und frankophonen Geographie, in denen der Marxismus seit den 1970er Jahren eine bedeutende Rolle gespielt hat und bis heute spielt. Im deutschen Sprachraum hingegen hat es in der Geographie nur wenige Versuche gegeben, sich mit Marx auseinanderzusetzen – von dezidiert marxistischen Positionen ganz zu schweigen. Die weitgehende Unkenntnis des Marxschen Werkes und seiner grundlegenden Begrifflichkeiten geht auch mit einer zögerlichen, mitunter eigenwilligen Rezeption angloamerikanischer *Radical* und *Marxist Geography* und damit mit einem bemerkenswerten blinden Fleck der Wahrnehmung internationaler Geographieentwicklung einher. Um diese Situation anzudeuten, die auch der Grund dafür ist, dass zwei der drei Aufsätze von in den USA tätigen Geographen stammen, trägt das vorliegende Heft der geographischen *revue* einen englischen Titel.

Mit dem Titel *Marxism in Geography* wird außerdem Bezug auf den Umstand genommen, dass es den hier vertretenen Autorinnen und Autoren nicht um eine irgendwie marxistisch geartete Variante von Geographie geht, also darum, was die Disziplin von Marx lernen könne, sondern um die Relevanz der Erkenntnisse des Marxismus bei der Betrachtung und Analyse bestimmter Sachverhalte. Ausgangspunkt der Untersuchung sind daher nicht die Paradigmenkerne von traditioneller oder raumwissenschaftlich orientierter Geographie – also weder das ‘Mensch-Natur-Verhältnis’ noch der ‘Raum’ –, sondern die (kapitalistischen) Produktionsverhältnisse und ihre politische Herrschaft. Innerhalb dieses Rahmens können zwar auch Themen bearbeitet werden, bei denen die ‘Natur’ oder der ‘Raum’ eine Rolle spielen; entsprechende Fragen sind dann aber weder der Geographie vorbehalten noch kommt bei ihrer Beantwortung der ‘Natur’ oder dem ‘Raum’ eine explikative Rolle zu.

Die drei Aufsätze des Themenhefts widmen sich sehr unterschiedlichen Gegenständen. Aufgrund der großen Bedeutung, die der Marxismus in der jüngeren Geschichte der anglophonen Geographie hatte, beginnt das Heft mit einem Aufsatz von Neil Smith, in dem diese Geschichte untersucht wird. Die Entwicklung der Disziplin wird dabei im Zusammenhang mit der politischen Entwicklung in den USA und in Großbritannien seit den späten 1960er Jahren thematisiert.

In den beiden weiteren Aufsätzen stehen Fragen im Umfeld der urgeographischen Themen 'Raum' resp. 'Natur' im Zentrum des Interesses.

Von David Harvey stammt der auch außerhalb der Geographie viel diskutierte Vorschlag, das Räumliche am sogenannten Globalisierungsprozess mit dem Konzept des 'spatial fix' theoretisch zu fassen. Bei der Rezeption dieses Konzepts tauchen in der Literatur mancherlei Missverständnisse auf. Denn 'to fix' bedeutet nicht 'fixieren' und bezieht sich hier nicht auf Investitionen in fixes Kapital, sondern 'to fix' steht in Harveys Gebrauch für 'reparieren' und benennt so das zeitweise Herauszögern von Überakkumulationskrisen durch „geographical displacement and reconfigurations“ (Harvey 1999, xviii). In seinem Essay erläutert David Harvey diese Bedeutung von 'spatial fix' und geht zudem auf die Rolle dieses Begriffs beim Verständnis von Globalisierung als der weltweiten Produktion des Raums unter kapitalistischen Bedingungen ein.

Hans-Dieter von Frieling und Eva Gelinsky nehmen eine ideologiekritische Untersuchung des Konzepts der 'Nachhaltigen Entwicklung' vor. Ihre Kritik richtet sich dabei nicht, wie sonst bei diesem Thema üblich, gegen die 'Ungenauigkeit' des Begriffs. Vielmehr zeigen sie, dass und wie das vage Versprechen einer irgendwie ökologischeren und damit besseren Zukunft gerade die ideologische Qualität des Konzepts als eines normativen Leitbilds der Modernisierung der kapitalistischen Produktionsweise ausmacht. Außerdem zeigen sie, wie verschiedene Wissenschaften (einschließlich der Geographie) es darauf anlegen, bei dieser Modernisierung Politikberatung zu betreiben, entweder im Sinne technokratischer Umsetzungsstrategien oder als normative Legitimierung.

Die drei in diesem Themenheft versammelten Artikel sollen einen Einblick sowohl in die Bandbreite wie auch in die Aktualität marxistischer Forschung in der Geographie vermitteln. Möglicherweise laden sie zur Diskussion ein, und vielleicht tragen sie auch dazu bei, dass Marx in der deutschsprachigen Geographie kein so ganz Unbekannter mehr bleibt. Immerhin war ihm andersherum die Geographie auch nicht fremd, besuchte er doch als Student in Berlin Vorlesungen bei Carl Ritter (Wittfogel 1929, 492) – was ihn natürlich weder zum Geographen macht noch ein Argument dafür sein soll, sich geographischen Fragestellungen marxistisch zu nähern. Argumente finden sich stattdessen in den Aufsätzen dieses Hefts und natürlich im Marxschen Werk selbst.

Literatur

Harvey, David 1999: *The Limits to Capital*. Oxford [1982].

Wittfogel, Karl August 1929: Geopolitik, Geographischer Materialismus und Marxismus (Teil II). In: *Unter dem Banner des Marxismus* 4. S. 485-522.

Bernd Belina

Neil Smith ■

Marxism and Geography in the Anglophone World

In October 1997 an article appeared in the impeccably bourgeois magazine, the *New Yorker*, which championed Karl Marx as the “next new thinker”. Down on Wall Street, wrote John Cassidy, there is a new appreciation for Marx’s understanding of capitalism, and a sense that Marx anticipated brilliantly what so-called globalization was all about (Cassidy 1997). The impending 150th anniversary of *The Communist Manifesto* intensified the clamour. As Marx and Engels famously wrote there, the bourgeoisie “creates a world after its own image”, and so with the dragon of international socialism apparently slain after 1989, despite local holdouts in Cuba and North Korea, and with Marx no longer the demon of capital, expectant young Wall Street financiers could embrace Marx’s vivid depiction of capitalism as a remarkably prescient portrait of the neo-liberal global order they themselves strove to create. Marx had brilliantly anticipated globalization, and Wall Street thought it was a good thing.

But the “Marx boom” of 1997-98 quickly fizzled as capitalism itself turned sour. The Asian economic crisis exploded, Indonesia’s Suharto was overthrown in a deadly revolt, and the economic malaise spread to Brazil, Mexico and Russia. Marx, it seemed, still had a sting in his tail. Reading *Das Kapital* to understand how capitalism really worked was one thing. But the same *Das Kapital* also seemed to teach that economic depression was endemic to capitalism, the stock market was a giant swindle, the Asian economic crisis – rooted in overproduction in Thailand and generalized into the region’s currency and security markets – was a classic capitalist crisis, and that political struggle is equally endemic to capitalism. On the heels of the Asian economic crisis came the 1999 battle in Seattle which, although neither the first nor even the most important anti-globalization uprising, finally focused the attention of the anglophone world on what most others already knew, namely that globalization represented a political contest about how the world was to be made rather than an economic *fait accompli*. More recent anti-globalization struggles – Washington, Prague, Bangkok, Melbourne, and the bloody repression of Genoa – confirm that a core of the movement is resolutely anti-capitalist, not just anti-globalization, suggesting to many that making the world’s geography in the 21st century

will indeed be a social and political contest (Fannin et. al. 2000; Smith 2000a; Wainright et. al. 2000).

At about the same time that these events unfolded on the global stage, literary critic Terry Eagleton made the observation that the discipline of geography, “which used to be about maps and chaps”, was now poised to become “the sexiest academic subject of all” (Eagleton 1997). This is an astonishing claim. Thirty years earlier, during the “summer of love” (1967) geography was perhaps the least sexy subject, certainly in the English-speaking world. The influence of the intellectually conservative Richard Hartshorne (himself heavily influenced by the neo-Kantian Alfred Hettner) still weighed heavily on US geography even as a new generation of scientific positivists in Britain and the US were installing themselves as the next new thing. It is difficult to conceive of a discipline more uncool than geography in 1967. And yet, the influence of the anti-war movement in the US, the feminist and environmental movements, the Prague Spring of 1968, the anti-imperialist movement, radicals discovering socialism and Marx – all of these wider social eruptions in the late 1960s and early 1970s completely transformed the discipline. They had a greater effect on geography than on any other social science in the anglophone world.

Marxist geography in the English-speaking world has occupied a highly contradictory position over the last thirty years; the discipline has experienced a classic case of uneven intellectual development. As Britain and the United States became increasingly conservative, electing Margaret Thatcher in 1979 and Ronald Reagan a year later, marxist work grew to dominance within the discipline. It is no exaggeration to say that in the period from the mid-1970s to the mid-1980s, marxist work more than any other influence directed the research frontier in English-speaking human geography. That its influence remains paramount today, even as social theory has broadened well beyond its marxist roots, is shown by an analysis of citations within English-speaking geography: the two most cited geographers in the English language tradition are marxists and a majority of the ten most cited authors either are marxists (Bodman 1992). How are we to account for such an apparent paradox? And what does the history of marxism and geography in the anglophone world over the last three decades imply about the prospects for the future?

Activism: The Origins of Marxism in English-language Geography

Prior to the 1950s, English-speaking geography was largely untouched by any explicit concern with social theory, marxist or otherwise. The late nineteenth century work of revolutionaries Peter Kropotkin and Élisée Réclus was not entirely omitted from histories of geography, but it was treated largely as a curiosity and any implied connections between politics and intellectual pursuits were studiously ignored. The rejection of social theory resulted in part from the very practical geographical traditions that dominated in Britain, the British colonies, and the US; in part it resulted from the sense that geography was a science rooted in an understanding of the physical surface of the earth, both in its own

right and as a humanly transformed environment. But it also represented a deliberate choice. Especially in the United States, where the geographical tradition was heavily influenced by German geography, and where a nineteenth century agrarian pragmatism lingered long into the twentieth century, the anti-theoretical stance of mid-twentieth century geography expressed a powerful reaction against two threads of geographical inquiry. In the first place, the mistaken resort to environmental determinism, which especially occupied US geographers prior to World War I, was explained by many as resulting from a misguided quest for theory. Theory, it was concluded, led too easily to speculative ideas ungrounded in fact. Second, the opposition to theory expressed a reaction against German geopolitics in the 1920s and 1930s. Social theory applied to human landscapes, it was widely believed, led inexorably to political partiality and had to be avoided at all costs. Nineteenth century empiricism weighed heavily on English-language geography in the twentieth century, and still does.

The contrast with other social sciences draws an even more stark picture of the theoretical backwardness of geography in this period. Franz Boas, Malinowski, Radcliffe-Brown and others were establishing a modern anthropology tradition in the US and to a lesser extent Britain; in sociology the theories of Durkheim and Max Weber were being imported and translated into English as the basis for a new discipline; Freud and others underwrote a powerful theoretical tradition in psychology; John Dewey and others theorized pragmatism as a significant basis of US political science; Robert Park and E.W. Burgess theorized urban form and process in Chicago with no apparent connection to the country's leading geography program across campus. Still hampered by the false start of environmental determinism, US geography was much weaker than the British tradition in this period, with the latter largely sustained by the connections to empire. Thus it was that during World War II, one of the most influential geographers of the century – Richard Hartshorne – worked in the OSS (the Office of Strategic Services was the precursor of the CIA) alongside economists, sociologist and such Frankfurt School figures as Herbert Marcuse, Carl Schorske, and Franz Neumann, with absolutely none of their theoretical influence rubbing off.

The first crack in this anti-theoretical armour came in the 1950s when the scientific aspirations of a younger generation of mostly US geographers sought to re-establish human geography on a more mathematically sophisticated basis. The so-called quantitative revolution now discovered the work of German economic geographers such as Walther Christaller and Alfred Weber – stretching back even to von Thünen – and (with less explicit citation) Soviet geographers such as Nikolai Baranskii. This new scientific rationale certainly involved a concern with theory, but it built on rather than abrogated the empiricist underpinning of English-speaking geography. Of greatest importance, the new scientific geography seemed to bring the discipline up to date and to promise a new era in which geography would again be highly relevant to an array of society's most serious problems.

The desperate disciplinary quest for relevance proved stronger than the quest for theory, however, and when the definition of social relevance changed radically, so did geography. To be socially relevant in the conservative 1950s and early 1960s was, for many, to contribute to scientific knowledge in such a way as to affect social policy. But the worldwide social movements, strikes, and uprisings of the late 1960s fundamentally redefined social relevance: the new sophisticated mathematical methodologies were widely overtaken as their technocratic intent proved impotent to deal with the geographical aspects of the most pressing problems of the period: why does racism persist and how does it become inscribed in the ghettoized landscapes of US cities? Why has Third World development failed? How are we to explain the imperialism that propelled the US into war in Vietnam? How is the oppression of women inscribed in different landscapes differently? What are the sources of environmental destruction? And so forth. While more technocratic geographers clung to their maths and their models, refusing to recognize these and other such questions as appropriately geographical, many others who had indeed been inspired by the newfound demand for relevance simply abandoned the models and began searching elsewhere for answers to the most pressing problems. The frenzied hunt for radical answers led in many often quite contradictory directions at once, but the common assumption was that “establishment geography”, whether scientific or otherwise, was irrelevant and had to be transformed (Eliot Hurst 1973). The major vehicle for doing so was *Antipode. A Radical Journal of Geography* which was founded in 1969 by students and several young faculty at Clark University. For more than a decade and a half, this journal was typed, reproduced on primitive mimeo equipment, collated, stapled and mailed by a loose collective of students and faculty. Parallel to this was the Union of Socialist Geographers, based in Canada and the US, with additional branches in Australia and Britain (Peet 1978).

Whereas liberal policy responses to the various social crises of the time emphasized the discreteness of particular social issues, isolating them into separate, supposedly manageable technocratic “problems”, the radical critique searched instead for the ways in which different social problems were not only systematically related but emanated from common roots in the multifarious structures of contemporary society. This inevitably sent the search for social theory in various directions. Some like David Harvey focused directly on Marx, while others like Richard Peet and Myrna Breitbart rediscovered Kropotkin and other anarchist influences. Doreen Massey and others in Britain looked to the newer influences of continental marxism and Louis Althusser in particular, while Jim Blaut and Bill Bunge mixed a broad range of marxist theories with some of the more traditional quantitative concerns of scientific geography. With little feminist theory in place in the 1970s, feminist geographers like Suzanne Mackenzie faced the double task of infusing geography *and* marxist theory with feminist analyses.

None of these early explorations was more influential than marxism and no publication more compelling in cementing the relationship between radical geography and

marxism than David Harvey's *Social Justice and the City*. The importance of this book lay not so much in the provision of a coherent overview of marxist theory applied to questions of justice in the city but rather in the hard fought evolution from liberal policy responses through democratic socialism to marxist theory – an evolution which Harvey himself had gone through and recorded in the book and which many geographers and social scientists, radicalized by the events of the late 1960s and early 1970s, also experienced. It indicted liberal urban policy for its roots in “counter-revolutionary theory” and invited us all to help fashion an appropriate “revolutionary theory” (Harvey 1973). The target was now squarely on capitalism, and the central question became: what does the geography of capitalism look like at different spatial scales and in different places? (For histories of this period see Peet 1978; Harvey and Smith 1984.)

Within “establishment geography”, the dramatic rise of marxism in the early 1970s was first ignored, later despised, and eventually resented, even as it was eventually if begrudgingly accommodated. Yet there was little that establishment geographers, who completely controlled the discipline in North America, Britain, and Australia, could do to prevent it. Responses to marxist work in this period invariably lacked the intellectual sophistication that marxist theory brought, and criticisms often came across as shallow and contradictory: they were motivated by political rather than intellectual concerns – repeating many clichés about marxism – while insisting on the non-political character of scientific work. Far more lively and attractive to a younger generation of scholars were the debates within and around marxist work, debates over feminism and environmentalism, questions of race and poverty, imperialism and gay geographies. A medical metaphor captures the situation. The allergy of English-speaking geography (as a discipline) to social theory throughout most of the twentieth century now meant that the discipline had no immune system against marxism. Marxism in the 1970s and 1980s not only offered powerful insights concerning the political questions of the day, and offered a breathtaking global vista of the geographies of exploitation, oppression and injustice – and their causes – but laid out the ways in which geography was molded in the image of capital while simultaneously providing a non-neutral spatial and environmental framework for its reproduction. Just as important, it provided the most sophisticated social theory that many geographers had come in contact with, and its opponents had few if any social theoretical resources for counteracting its influence. Unlike anthropology or sociology where various major figures had been socialists, geography as a discipline lacked all immunity against marxism. Intellectually if not institutionally, the old guard was defeated almost before the struggle began.

After the Revolution: Critique, Institutionalization and Backlash

The incongruity between this new marxist-inspired geography and the moribund remnants of an earlier anti-theoretical tradition were most sharply evident in the United States where, in a ten-year period between 1977 and 1986, as marxist research blossomed, three

prestigious geography departments were closed at the University of Michigan, University of Chicago and Columbia University. The old guard together with a newer generation of frustrated positivists feared that the discipline was under threat of extinction. In exactly this period, if in quite different circles, the work of marxist scholars in geography was drawing considerable attention and admiration in other fields. David Harvey's 1989 book, *Condition of Postmodernity*, went on to sell almost 100,000 copies in various languages, was widely influential throughout the social sciences and humanities, and was voted one of the best 100 books of the second half of the twentieth century by the *New Statesman/New Society*. Here, quite extraordinarily, were marxists receiving the kind of public acclaim that eluded scientific positivists. Completing the irony, something similar was happening in physical geography in the anglophone world as geomorphologists, climatologists and others began to experience hard won respect in the sciences. In the UK the contradiction and sense of disciplinary crisis was less intense and came later, but in general the margins were thriving, it seemed, while the core of disaffected spatial analysts, old Hartshornians and others came together in acute crisis, still frozen out of the centers of political and intellectual power in the wider society.

Marxism was the place to be as a young human or environmental geographer in the 1970s and 1980s; it pioneered social theory in anglophone geography and both directly and indirectly did more to revitalize the image of geography in the English-speaking academy than any other single influence. But it did not long remain alone, and the intellectual ferment it unleashed spilled out in many directions. Much of the initial exploration in marxist theory was dominated by political economy approaches aimed at revealing the deep structures of capitalist geographies, but as even a casual perusal of *Antipode* in the 1970s and 1980s suggests, that was never the exclusive project. The goal was to spatialize marxism while infusing marxist theory into geography (Soja 1989), and that project was from the start multifaceted. In retrospect, however, the near-hegemony of a marxist tradition in human geography, searching in the conservative 1980s for revolutionary theory, was surely untenable. The rapid deepening of marxist research in that decade was therefore matched by an even more rapid broadening as marxist work explored and eventually fused with all kinds of other social theory.

This deepening and broadening after the mid 1980s followed five identifiable tracks although these were in many cases intertwined. First was the exploration of cultural questions which had been a significant part of earlier marxist work (Galois 1976) but had always been secondary to political economy. In concert with a broader cultural turn in the humanities and social sciences during this period, the research frontier shifted decisively toward a "new cultural geography". Second, and related, postmodernist theory imported from architecture and cultural studies began to influence the kind of social theories that geographers brought to the explanations of spatial difference at various scales, while geographical research itself influenced the spatialized language of postmodernism (cf. Bondi 1990; Harvey 1989; Soja 1989). Third, feminist research, both inside and outside

geography, was building a powerful body of theory that emphasized gender differences. Fourth, the multicultural theories that evolved out of the civil rights, anti-imperialist and feminist movements of the 1970s also percolated into geographical research. Finally, the marxist focus on the structures of capitalism was augmented by poststructuralist theory that derived largely from France. Together, all of these influences tilted toward an examination of “the local”, leading to an intense debate over “localities” in the late 1980s and early 1990s. In this period, geography, which had been one of the most closed and insular disciplines two decades earlier, was now one of the most open and heterogeneous. This revitalization of geography followed in the footsteps of post-1960s radicalism and was spearheaded first and foremost by marxist analyses, but as these five tracks of theoretical development suggest, it was quickly driven by a much more eclectic range of social theories.

What began as sympathetic extensions of marxist and marxist inspired inquiry increasingly transformed after the mid 1980s into a search for alternatives. Some scholars were disillusioned, others wanted more than they felt marxism offered, or something different, and increasingly serious critiques were mounted. Others, not unlike the Wall Streeters of 1997, were opportunistic; swept along by the analytical power of marxism and enjoying proximity to the intellectual action, they were far less comfortable with its political implications, and as the political tides turned in the wider society their intellectual allegiances migrated elsewhere. The new tracks of research were increasingly adopted in opposition to rather than in sympathy with marxism: cultural analysis came to be seen as a means to override and replace political economy as an object and mode of analysis; postmodernism was promoted in a paradoxically binary fashion as an alternative to a modernism that blanketed such disparate traditions as marxism, liberalism and bourgeois science under the label of a discredited Enlightenment; feminist theory and multiculturalism were increasingly posed as an alternative to, rather than collaboration with, class analysis, and post-structuralism as an alternative to structural analysis. By the 1990s, marxist theory remained influential in anglophone geography but no longer enjoyed such undisputed dominance.

It is important to stress that the taming of marxism in anglophone geography in this period was accomplished not so much by some counter-revolt by a conservative old guard or even by liberal positivists, however much such scholars retained powerful control of the national associations in North America, Britain and Australia. Rather, the power of marxism was diluted by the proliferation of other social theories, often progressive, sometimes not. But two other observations are vital. First, the broadening out of social theory in the 1990s, partially at the expense of marxism, was not a wholly adverse result. It is difficult to imagine that a revolutionary marxism could have sustained such a dominant position in academia, and the development of a broader and more varied social theory base in academic geography has arguably led to a richer and more sophisticated marxism. Debates on feminism and postmodernism, the cultural turn and poststructuralism,

multiculturalism and identity politics may have diffused some of the power that marxist analyses had in the 1970s and 1980s, but they have at the same time led to a strengthening of marxist theory in anglophone geography at the turn of the twenty-first century. Second, the taming of marxism was not wholly effected by external forces; some of the impetus came from within marxism itself. Let us examine each of these arguments a little further.

Why was marxism's unprecedented and quite extraordinary dominance increasingly untenable by the late 1980s? Most fundamentally, the level of social and political struggle in the late 1970s and 1980s receded dramatically from the levels of a decade earlier. Marxism in anglophone geography was the direct product of wider social struggles rooted outside the academy, and these struggles were either won, receded or were absorbed. The anti-war movement (not to mention the Vietcong) effectively won US withdrawal from Vietnam; the victories of the civil rights and feminist movements were reincarnated and institutionalized as anti-discrimination and affirmative action statutes, sexual harassment legislation, and a plethora of other laws; environmentalism went even more mainstream; the upsurge of workers' struggles which toppled the conservative government in Britain in the early 1970s and challenged Nixon's industrial and wage control policies were defeated, first in the aftermath of the New York fiscal crisis in the 1970s and later in the disastrous 1985-86 miner's strike in Britain. There were periodic revolts – from Brixton and Toxteth in the 80s to Los Angeles in the 90s – and victories for some social movements – the Central American solidarity and the international antinuclear movements, for example – but these were generally decades of defeat, especially for the working class. The radical and critical impulse of marxist work was increasingly isolated within the academy as the political fires that fuelled marxist analyses burned less brightly. Marxist and radical scholars were also less connected to the struggles that did persist.

Closely connected to this increasing isolation of academic marxism from its sources of inspiration was the institutionalization of marxist research and marxist scholars themselves (Smith 2000b), what Michael Watts (2001) calls the "long march through the institutions". Strange as it may sound, the marxist insurgency in geography became fashionable and was eventually a victim of its own success. Some marxists were blacklisted in academia, of course, unable to get work because of their political views and actions, but in the 1980s and 1990s many of the early generation of graduate students and young faculty members also matured into tenured appointments – sometimes smoothly, sometimes only after a struggle. Whether out of desire or necessity or a mixture of both, they – we – accommodated ourselves in part to the power structures of which we were a part, and became increasingly professionalized. The establishment of a "Socialist Geographers Specialty Group" as part of the specialty group structure of the Association of American Geographers would never have happened without the intellectual force of *Antipode* or the organizational efficacy of the Union of Socialist Geographers (USG), and yet it simultaneously meant the death of the USG as an independent force (Katz 1999). As individuals we got tenure, some by the 1990s became chairs of departments, even deans and university

vice-chancellors. This certainly helped to broaden and deepen the influence of marxist ideas in anglophone geography in a positive way, but the institutionalization of marxist work in a period of increasingly tight academic job markets has also had the effect of blunting and integrating much potential political opposition within the discipline. It should be added that marxism is not unique in this regard; the powerful feminist geography tradition for example has experienced a similar institutionalization in the 1990s.

Taken together, the relative isolation from struggles and political organizing efforts and marxism's academic institutionalization provided convenient routes for many away from their marxist origins. This may be nowhere more obvious than in the so-called "LA school" of urban and economic geography which was built on a powerful application of marxist analytical insights in the 1980s. To the extent that this group had any brief coherence in the late 1980s and 1990s, it brought together figures such as Michael Davis, Michael Dear, Allen Scott, and Edward Soja, but it has now splintered entirely with only Davis holding on to a vibrant and always reinvented marxist analysis (Curry and Kenney 1999). Some have gravitated toward critical, liberal public policy while others have trumpeted the new idealism of cultural studies (Soja 1996; 2000). Still others have recoiled to a shrill, reactionary anti-marxism (Storper 2001).

Belatedly, counter-revolts did also come from within the geography establishment, backlashes against the putative influence of marxists in the profession. The merger between the Institute of British Geographers and the Royal Geographical Society (IBG/RGS) after 1995 had the effect, and for many the intent, of diluting the rising influence of marxists and other radicals in the IBG. That a professional organization at the end of the twentieth century would voluntarily renew its official royal patronage was shockingly regressive to many, raising the specter of geography in the service of a vanished empire. That the merger came with 40,000 pounds annual underwriting from Royal Dutch Shell was the last straw for many. Shell had been publicly indicted for its role in the Nigerian death sentence against poet Ken Sara-Wiwa and nine other Ogoni activists, and the merger, and the refusal of the IBG/RGS to refuse Shell funding, prompted dozens of geographers to resign in disgust from the new organization. Several years later, the leadership of the Association of American Geographers, whose journal, the *Annals*, had eventually come to reflect the energetic work of feminists and postmodernists along with marxists, wrested control of the journal from the editor and placed a quota on the number of social theory articles the *Annals* could publish.

The backlash against marxism is very real but by any reasonable standard, marxist research remains inordinately influential in the anglophone world and receives wide publicity (Byles 2001). Where it benefitted from uneven disciplinary development in the past, it now swims with much greater competition, which is not a wholly bad result. Although assumptions today are much more conservative and a new generation of scholars has developed a certain immunity *vis-à-vis* marxist theory and politics, it is also true that marxist work remains a baseline for wide swaths of research in anglophone geography.

But it is also true that marxist theory above all teaches the importance of interdisciplinary work; disciplines are only as useful as the questions they encourage and the answers they allow. As marxist-inspired geographical work is being read more and more widely outside the discipline, it may be that we are entering a period in anglophone geography where our major task and our major audience lies among those from whichever discipline who are recognizing that political change is necessarily a geographical project. Some of the most exciting current work already speaks across the borders that organize academic knowledge.

Marxist Geography Today: Scale, Labour Geography, Activism

As marxist geography has settled into an established disciplinary role and as other influences have attracted theorists, the boundaries between marxist and other research have often become fuzzy. The major challenge for marxist work today is to take the wealth of insights generated from marxist explorations in and around geography during the last three decades and to apply these to the task of understanding and criticizing a highly dynamic geographical world, and formulating alternatives. The fashionability of global thinking, the new language of globalization since the 1980s, and popular appeals to the connections between global and local, all enhance the position of marxist geographical research to expose the ideological slant of much writing and thinking about global and local change, explore what alternatives might look like (Harvey 2000), and participate in a new generation of struggles aimed at building an anti-capitalist future. Several recent research themes emerging from marxist work in anglophone geography speak directly to these tasks, and two in particular have emerged within the last decade.

First there is the question of geographical scale. In the early 1970s, long before post-modernism and cultural studies made social constructionism fashionable in the social sciences and humanities, marxist critiques presented geographical space as a social product. The production of geographical scale is part of this process. Scale, it was argued, was neither simply a conceptual ordering device nor merely a methodological choice, but a socially produced metric that organizes social activity into geographically differentiated units – cities, regions, nation states, etc. (Herod 1991; Marston 2000; Brenner 1998; Smith 1984; 1992a; 1992b; 1995; Swyngedouw 1997; 2000). Socially produced scales both contain certain kinds of social activity, as when a national government controls its territorial domain through a police force, or by contrast it can empower social activity, as when a progressive movement captures city government and uses its power to promote alternative work, environmental, housing and other social relations – more broadly an alternative geography of possible futures. This was the importance of the “soviets” established from Seattle to Fife to Munich in 1919, but more recently it is the experience of Porto Alegre in Brazil whose progressive administration since the late 1990s has not only used its control of city government to empower the city’s workers but in 2001 hosted an “alternative summit” aimed at providing alternatives to the ruling visions of globalization presented at the annual Davos summit meetings in Switzerland.

The production of momentarily stable scales out of the flux of economic and political, social and cultural intercourse provide a spatial framework for the deployment of power and naturalization of some social assumptions rather than others. Thus foreign policy in the twentieth century was associated with the national scale – cities generally did not have foreign policies – and yet in mediaeval times, from West Africa to East Asia to the Mediterranean, foreign policy was precisely a function of the city state. The power of geographical scale is often hidden insofar as the naturalization of political relations to specific scales is successful, but precisely when certain scales of power come under threat, the politics of the production of scale become fully evident. There is no more political issue in Europe today than the construction of a new Europe, which is all about the reconstruction of state, economic and cultural power at the scale of the multinational rather than the national scale. To take a second example, when British prime minister Margaret Thatcher faced rising socialist opposition from within Britain's largest cities, her solution was to *abolish the scale* of metropolitan government. The socialists were left without a base, without a bounded scale within which popular empowerment could be established.

The importance of this way of thinking about geographical scale is that it provides a powerful alternative to the ideological narratives of globalization and localization. Most globalization discourse tends toward the assumption that a certain equalization of economic and cultural conditions is occurring across the world – American Express and McDonald's restaurants everywhere. One marxist response, in addition to noting the long history of a "globalization" endemic to capitalism, is to highlight the greater differentiation that the new globalism brings. The division of labour is intensely asserted and reorganized, often in quite vicious ways (Smith 1997). The question becomes one of developing a language for discussing the ways in which these social differences are translated into geographical differences and how, in turn, these landscape differences – say between city and suburb or between global North and global South – are used to mirror back a certain ideological naturalness of some kinds of social difference.

This way of thinking about scale also translates into political strategy insofar as political power is gained by successfully "jumping scale". The struggle over who has rights to use a city park, for example, generates broader political power insofar as the struggle is generalized to all parks in a city, or becomes a central issue in the city's politics; the establishment of a new Europe is precisely about jumping scale; the Porto Alegre alternative summit sought to jump scale from the urban to the global scale. How different scales are defined – who, for example, gets to define globalization today? – is intimately connected with whose interests are empowered by newly (re)constructed scales and whose interests are to be contained by scale.

A second and equally exciting departure in anglophonic geography is the emergence of labour geography. In the 1990s second generation marxist geographers began to critique established marxist work for focusing too much on the dynamics of capital and paying insufficient attention to labour, the working class, and the importance of political struggles

in the making of space and landscape. Aspatial treatments of class struggle are necessarily one-dimensional, or as Andy Herod (1991) has put it, “geography complicates class analysis”. Earlier economic geographers might have described and tried to account for geographical differences in union organizing, activism, or the propensity to strike, but the point about labour geography is to begin to understand geographical differences and specific landscapes as the outcome of historical struggles (Herod 1997; 1998). Herod’s work on dockers in the US entwines with analyses of scale to show the ways in which different scales of union contract bargaining contributed to the shifting scales of economic regionalism there. Johns (1994) documents the beginnings of a new internationalism in the historically nationalist and conservative US union movement while Wills (1996) examines the ways in which, in the context of several British strikes, traditions of unionism do and do not translate across space and time. Not all of this work focuses on union politics. Mitchell (1996) demonstrates the ways in which the struggles of largely migrant workers are a central ingredient in the making of the mid twentieth century picture-postcard California landscape. Tonkin (2000) reports on how women’s struggles for jobs in the Wollongong steel industry induced new geographies of work.

Labour geography has not focused narrowly on workplace-centered politics. Examining the history of female-dominated US garment workers’ unions from the 1920s through the 1940s, largely comprising immigrant women workers, Vural (1994) shows a correlation between a loss of political radicalism and a decision by male union leaders to de-emphasize organizing around housing, educational and other community issues in favour of workplace questions. Far from diluting labour politics, such community-oriented struggles, often led by women, reinforced union radicalism. The work of Jamie Peck (1996; Peck et. al. 2001) combines a focus on workplaces with state programs of social regulation and welfare.

I have highlighted questions of scale and labour geography here because they represent comparatively new and currently building initiatives. There are of course many other areas of research, and longer standing foci of marxist work continue to develop: the politicization of space and the spatialization of political activism (Swyngedouw 1999); geographies of development (Banerjee-Guha 1997; Watts 2000); nature and environment (Braun and Castree 1998); the intersection of marxist and feminist work (Katz 2001; McDowell 1999). Marxist cultural analyses have also become more sophisticated, especially where they interweave with political economic concerns (Mitchell 1996). But three other developments deserve attention insofar as they are explicitly geared not just to research but to activism.

In the first place, and directly connected to work in labour geography, a “People’s Geography Project” has been established at Syracuse University. The purpose of this project is to translate the marxist, feminist and other radical research accomplished in geography over the last three decades into a series of books, videos and pamphlets on the “People’s Geography of the United States”. These will be accessible and easily readable by

the lay public (www.peoplesgeography.org). Second, although anglophone geographers have not always had extensive connections with others outside the English language sphere, that may be changing. The International Critical Geography (ICG) group, which held its inaugural conference in Vancouver in 1997, included participants from thirty countries on five continents, and the second ICG conference in Taegu, South Korea in 2000, was equally successful. Still very much in its infancy, the ICG includes a broad range of leftists in geography, marxists prominent among them, and seeks to provide an intellectual and political alternative to the established national organizations and annual conferences (<http://econgeog.misc.hit-u.ac.jp/icgg/>; Desbiens and Smith 1999; Ramirez 2000). Third, connected to questions of development and scale and especially in the wake of the Seattle uprising, a number of geographers have oriented their work toward the anti-globalization movement (Wainright et al. 2000; Fannin et al. 2000). As the anti-globalization movement spreads and deepens, so too will the geographical research that this movement feeds and feeds on, forging a new connection between geographical research and activism.

Conclusion

Especially in the United States, geography was a marginal academic discipline between the 1920s and 1960s, and geographical questions figured weakly in public political discourse. This geographic anemia was far from accidental but was, paradoxically, closely tied to the emergence of US global power. Whereas European colonialism depended on an intimate knowledge of physical and human geographical conditions across the globe, postwar US power was premised not on territorial possession but on control of global markets (Smith 2002). Not only was geographical knowledge somewhat dispensable, therefore (although not, of course, to the Pentagon or to the State Department) it was actually seen as dangerous insofar as US political and military strategy from Chile to Vietnam depended on a public lack of familiarity with such far away places. As long as the world's geography beyond US borders remained abstract and was filtered through a series of national and racist stereotypes, the US populace was unlikely to oppose US interventions.

The same political, economic and cultural upheavals of the 1960s and 1970s that destroyed the presumptions of the postwar world and laid the basis for the reconstructed "global world" of today also exposed the costs of geographical ignorance in the US. As the old geography continued to wither, marxist work led the reconstruction of a theoretically respectable comprehension of spatial and to a lesser extent environmental questions. Just as the despatialization of the US imaginary after the 1920s was simultaneously a depoliticization, the respatialization of that imaginary since the 1970s is equally a repoliticization. Only with the broad generalization of GIS technologies in the late 1980s did liberal and conservative establishment geographers begin to recapture some of the initiative. Unlike 30 years ago, many of the most pressing political issues today are framed in explicitly geographical terms: globalization, local autonomy, regional identities, the

supposed end of the nation state. This is a very threatening situation for established centres of power insofar as the inherent politics of these geographical issues is increasingly evident. Proponents of globalization have consequently fought very hard to argue that globalization renders geography irrelevant, takes us beyond geography – globalization, it is said, promises a global equalization of conditions and rewards. On the contrary, the central political issues involve an understanding of how geographical differences are reconstructed in such a way as to confirm social differences and to pass them off as inevitable, natural. More than ever, an understanding of the ways in which geographical scales are established, maintained, eroded and reconstructed, and the social and political work that geographical scales do, would seem to be crucial to the formulation of political strategies aimed at alternative future.

On the other hand, marxist analysis is no guarantee of an appropriately spatialized politics. In their otherwise impressive analysis of globalization, Michael Hardt and Antonio Negri (2000) suggest that a new kind of global *Empire* has emerged in which power emanates from a virtual and discontinuous global network. Economic, political and cultural power do not reside anywhere in particular but simply inhabit this network of connections. In this vital respect, therefore – by insisting on the anonymity and spacelessness of power – this argument actually mirrors the most intense ideological claims of globalization’s proponents. Marxists trained in geography, by contrast, not only recognize the recasting of scaled geographies – from the scale of the body to the trans-planetary – as an intensely political process but, conversely, understand the implicit spatiality of political power.

As the world changes, marxism needs to continually reinvent itself to deal with new realities. This may be the biggest challenge. Globalization is a case in point. Never was there a more urgent need for marxist analyses to adopt an explicitly spatialized vision for the purpose of more deeply comprehending the politics of this new phase of capital accumulation and thinking about alternatives. It is insufficient to point out, correctly, that globalization is not new but is endemic to capitalism, but it is equally insufficient to accept the capitalist hype that we are in a new age once again. If the still youthful and evolving history of marxism in anglophonic geography teaches us anything, it is surely that the most radical of ideas are susceptible to being co-opted and that in order to stay radical, deeply critical, there is no alternative but to continually reinvent marxism.

References

- Banerjee-Guha, Swapna 1997: *Spatial Dynamics of International Capital: A Study of Multinational Corporations in India*. Hyderabad.
- Byles, Jeff 2001: *Maps and Chaps*. Village Voice August 7. S. 72.

- Bodman, Andrew A. 1992: Holes in the Fabric. *Transactions of the Institute of British Geographers* 17. S. 108-119.
- Bondi, Liz 1990. *Feminism, Postmodernism and Geography: Space for Women?* *Antipode* 22. S. 156-167.
- Braun, Bruce und Noel Castree (Hg.) 1998: *Remaking Reality: Nature at the Millennium*. London.
- Brenner, Neil 1998: *Between Fixity and Motion: Accumulation, Territorial Organization and the Historical Geography of Spatial Scales*. *Environment and Planning D: Society and Space* 16. S. 459-481.
- Cassidy, John 1997: *The Return of Marx*. *New Yorker* 20 and 27 October. S. 248-259.
- Curry, James und Martin Kenney 1999: *The paradigmatic City: Post-industrial Illusion and the Los Angeles School*. *Antipode* 31. S. 1-28.
- Desbiens, Caroline und Neil Smith 1999: *The International Critical Geography Group: „Forbidden Optimism?“* *Environment and Planning D: Society and Space* 17. S. 379-382.
- Eagleton, Terry 1997: *International Books of the Year*. *Times Literary Supplement*, 5 December. S. 11.
- Eliot Hurst, Michael E. 1973. *Establishment Geography, Or, How to be Irrelevant in Three easy Lessons*. *Antipode* 2. S. 40-59.
- Fannin, Maria, Sarah Fort, Jeanine Marley, Joe Miler, Sarah Wright 2000: *The Battle in Seattle: A Response from Local Geographers in the Midst of the WTO Meetings*. *Antipode* 32. S. 15-221.
- Galois, Bob 1976: *Ideology and the Idea of Nature: The Case of Peter Kropotkin*. *Antipode* 8. S. 1-16.
- Hardt, Michael und Antonio Negri 2000: *Empire*. Cambridge.
- Harvey, David 1973: *Social Justice and the City*. London.
- Harvey, David 1989: *The Condition of Postmodernity*. Oxford.
- Harvey, David 2000: *Spaces of Hope*. Edinburgh.
- Harvey, David und Neil Smith 1984: *Geography: From Capitals to Kapital*. In: Bertell Ollman and Edward Vernoff (Hg.): *The Left Academy. Marxist Scholarship on American Campuses*. New York. S. 99-121.
- Herod, Andrew 1991: *The Production of Scale in United States Labour Relations*. *Area* 23. S. 82-88.
- Herod, Andrew 1997: *From a Geography of Labor to a Labor Geography: labor's Spatial Fix and the Geography of Capitalism*. *Antipode* 29. S. 1-31.
- Herod, Andrew 1998 (Hg.): *Organizing the Landscape*. Minneapolis.
- Johns, Rebecca 1994: *International Solidarity: Space and Class in the U.S. Labor Movement*. Ph.D. Dissertation, Rutgers University.
- Katz, Cindi 1999: *The politics of research: the struggle for an emancipatory geography*. Paper presented to the Mapping the Millennium Conference, Seattle WA, 5 February.

- Katz, Cindi 2001: Vagabond Capitalism and the Necessity of Social Reproduction. *Antipode* 33. S. 708-727.
- Marston, Sallie 2000: The Social Construction of Scale. *Progress in Human Geography* 24. S. 229-242.
- McDowell, Linda 1999: *Gender, Place and Identity: Understanding Feminist Geographies*. Minneapolis.
- Mitchell, Don 1996: *The Lie of the Land*. Minneapolis.
- Peck, Jamie 1996: *Work-Place: The Social Regulation of Labor Markets*. New York.
- Peck, Jamie, Frances Fox Piven und Richard Cloward 2001: *Workfare States*. New York.
- Peet, Richard 1978: *Radical Geography*. Chicago.
- Ramirez, Blanca 2000: The Politics of Constructing an International Group of Critical Geographers and a Common Space of Action. *Environment and Planning D: Society and Space* 18. S. 537-543.
- Smith, Neil 1984: *Uneven Development: Nature, Capital and the Production of Space*. Oxford.
- Smith, Neil 1992a: Geography, Difference and the Politics of scale. In: Joe Doherty, Elspeth Graham und Mo Malek (Hg.): *Postmodernism and the Social Sciences*. London. S. 57-79.
- Smith Neil 1992b: Contours of a Spatialized Politics: Homeless Vehicles and the Production of Geographical Space. *Social Text* 33. S. 54-81.
- Smith, Neil 1995: Remaking Scale: Competition and Cooperation in Prenational and Postnational Europe. In: Heikki Eskelinen und Folke Snickars (Hg.) *Competitive European Peripheries*. Berlin. S. 59-74.
- Smith, Neil 1997: The Satanic Geographies of Globalization: Uneven Development in the 1990s. *Public Culture* 10.1 S. 169-189.
- Smith, Neil 2000a: Global Seattle. *Environment and Planning D: Society and Space* 18. S. 1-5.
- Smith, Neil 2000b: Who Rules this Sausage Factory. *Antipode* 32. S. 330-339.
- Smith, Neil 2002: Mapping the American Century: Isaiah Bowman and the Prelude to Globalization. Los Angeles and Berkeley (im Ersch.).
- Soja, Edward. 1989: *Postmodern Geographies*. London.
- Soja, Edward. 1996: *Third Space*. Oxford.
- Soja, Edward. 2000: *Postmetropolis*. Oxford.
- Storper, Michael 2001: The Poverty of Radical Theory: From the False Promises of Marxsim to the Mirage of the Cultural Turn. *International Journal of Urban and Regional Research* 25. S. 155-179.
- Swyngedouw, Erik 1997: Neither Global nor Local: 'Glocalisation' and the Politics of Scale'. In: Kevin Cox (Hg.): *Spaces of Globalization: Reasserting the Power of the Local*. New York.

- Swyngedouw, Erik 1999: Marxism and Historical-Geographical Materialism: A Spectre is Haunting Geography. *Scottish Geographical Journal* 115. S. 91-102.
- Swyngedouw, Erik 2000: Authoritarian Governance, Power, and the Politics of Rescaling. *Environment and Planning D: Society and Space* 18. S. 63-76.
- Tonkin, Liza 2000: Women of steel: Constructing and Contesting New Gendered Geographies of Work in the Australian Steel Industry. *Antipode* 32. S. 115-134.
- Vural, Leyla 1994: Unionism as a way of life: The Community Orientation of the International Ladies' Garment Workers' Union and the Amalgamated Clothing Workers of America. Ph.D. Dissertation, Rutgers University.
- Wainright, Joel, Scott Prudham, Jim Glassman 2000: The Battle in Seattle: Microgeographies of Resistance and the Challenge of Building Alternative Futures. *Environment and Planning D: Society and Space* 18. S. 5-13.
- Watts, Michael 2000: Development at the Millennium: Malthus, Marx and the Politics of Alternatives. *Geographische Zeitschrift* 88. S. 67-93
- Watts, Michael 2001: 1968 and all that *Progress in Human Geography* 25. S. 157-188.
- Wills, Jane 1996: Geographies of Trade Unionism: Translating Traditions Across Space and Time. *Antipode* 28. S. 352-378.

Tagungsankündigung:

Third International Conference of Critical Geography

in Békéscsaba, Ungarn
25.-30. Juni 2002

Nach den Konferenzen in Vancouver, Kanada (1997) und Taegu, Südkorea (2000) wird die *Third International Conference of Critical Geography* der *International Critical Geography Group* in der Zeit 25.-30. Juni 2002 in Békéscsaba, Ungarn stattfinden. Im Anschluss besteht die Möglichkeit an einer Exkursion nach Rumänien teilzunehmen (30. Juni – 1. Juli).

Békéscsaba liegt rund 200 km südöstlich von Budapest und 20 km entfernt von der rumänischen Grenze und ist von Budapest in drei Stunden mit dem Zug zu erreichen.

Die Themen der Konferenz:

Critical Geographical Praxis: Different Challenges in Different Contexts
Borders, Migration and Displacement
Power, Territory and Transnationality
Geographies of Nature
People's Geographies
Spaces of Difference: Feminist, Postcolonial and Embodied Geographies
The Geopolitics of Europe
Critical Political Economies: Cities, Regions and the International Economy

In den meisten Sessions werden weniger formelle Vorträge als vielmehr offene Diskussionen im Vordergrund stehen, um Debatten anzustoßen und einen fruchtbaren Austausch zu ermöglichen.

Der vorläufige Anmeldeschluss ist der 15. Dezember 2001, die Möglichkeit zur online-Anmeldung und weitere Details finden sich unter: <http://econgeog.misc.hit-u.ac.jp/icgg/>

David Harvey ■

Globalization and the “Spatial Fix”

Macro-economists, even those with interests in development, have a weak grasp of how to handle the production of space in their theories and models. The best they can usually do, is to see the world as partitioned into geographical entities (hence the importance of the state in their analyses and policies) each undergoing some kind of temporal process of development. The target of their thinking is how to understand different temporal trajectories (why and how national economies develop in the way they do and how to theorize and model these developments) and perhaps intervene so as to promote a healthier or more beneficial (usually defined as more profitable) pathway of development within that territorial entity.

This style of thinking, never wholly satisfactory, has become somewhat of a liability in the face of the complex processes lumped together under the umbrella term of “globalization”. If, for example, the state has become less relevant as a coherent and all-powerful entity in political-economic affairs (as many now maintain) then some other way to handle space has to be defined. And there are indeed some serious attempts within economics to confront that difficulty. Paul Krugman, for example, is attempting to build what is called a “new economic geography” which focuses on how selforganizing spatial principles of economic activity play an important role in political-economic life and how the principles of comparative geographical advantage might better be theorized both in terms of regional development and international trade. Jeffrey Sachs, on the other hand, wishes us to focus on regional complexes (defined in terms of some mix of environmental and cultural endowments) rather than states as more significant entities within which to understand how development occurs (the tropical regions differ from temperate with respect to endowments and environmental conditions and a state such as Brazil should be partitioned, he argues, between a “technology rich” and better endowed south and a “technology poor” and environmentally and culturally impoverished north). The material processes at work under contemporary conditions of globalization have, it seems, provoked some kind of conceptual shift among at least a subset of economists (thus do shifts in the economic basis demand conceptual and ideological shifts, as Marx long ago observed).

For geographers like myself, however, the production, reproduction and reconfiguration of space have always been central to understanding the political economy of

capitalism. For us, the contemporary form of globalization is nothing more than yet another round in the capitalist production and reconstruction of space. It entails a further diminution in the friction of distance (what Marx referred to as “the annihilation of space through time” as a fundamental law of capitalist development) through yet another round of innovation in the technologies of transport and communications. It consequently entails a geographical restructuring of capitalist activity (deindustrialization here and reindustrialization there, for example) across the face of planet earth, the production of new forms of uneven geographical development, a recalibration and even recentering of global power (with far greater emphasis upon the Pacific and newly industrializing countries) and a shift in the geographical scale at which capitalism is organized (symbolized by the growth of supra-state organizational forms such as the European Union and a more prominent role for institutions of global governance such as the WTO, the IMF, the G8, the UN and the like). Contemporary globalization has been, we can argue, the product of these specific geographically grounded processes. The question is not, therefore, how globalization has affected geography but how these distinctive geographical processes of the production and reconfiguration of space have created the specific conditions of contemporary globalization.

In my own work, globalization has largely been interpreted in terms of a theory of “the spatial fix”. This term (and the theory it centers) is in need of clarification, however, since different interpretations have been offered leading to confusions if not serious errors. In part the differences reflect an ambiguity of language. In English, the word “fix” has multiple meanings. One meaning, as in “the pole was fixed in the hole”, refers to something being pinned down and secured in a particular locus. The idea is that something is secured in space: it cannot be moved or modified. Another, as in “fix a problem”, is to resolve a difficulty, take care of a problem. Again, the sense is that things are made secure, but by returning things to normal functioning again (as in “he fixed the car’s engine so that it ran smoothly”). This second meaning has a metaphorical derivative, as in “the drug addict needs a fix”, in which it is the burning desire to relieve a chronic or pervasive problem that is the focus of meaning. Once the “fix” is found or achieved then the problem is resolved and the desire evaporates. But, as in the case of the drug addict, it is implied that the resolution is temporary rather than permanent, since the craving soon returns. It is sometimes said, for example, that “technological fixes” have counteracted the Malthusian dilemma of population growth outrunning resources. The implication is that continuous technological progress and rising productivity are necessary conditions to prevent the dismal Malthusian scenario of mass starvation and social disruption becoming a reality.

It was primarily in this last sense that I first deployed the term “spatial fix” to describe capitalism’s insatiable drive to resolve its inner crisis tendencies by geographical expansion and geographical restructuring. The parallel with the idea of a “technological fix” was deliberate. Capitalism, we might say, is addicted to geographical expansion much as it is addicted to technological change and endless expansion through economic growth. Globa-

lization is the contemporary version of capitalism's long-standing and never-ending search for a spatial fix to its crisis tendencies. Since there is a long history to these spatial fixes, there is a deep continuity (as I and many others have insisted) in the production of space under capitalist social relations and imperatives. There is, from this perspective, nothing particularly new or surprising about globalization since it has been going on since at least 1492 if not before.

While these disparate meanings of "to fix" appear contradictory, they are all internally related by the idea that something (a thing, a problem, a craving) can be pinned down and secured. In my own use of the term, the contradictory meanings can be played out to reveal something important about the geographical dynamics of capitalism and the crisis tendencies that attach thereto. In particular, I use it to focus on the particular problem of "fixity" (in the first sense of being secured in place) versus motion and mobility of capital. I note, for example, that capitalism has to fix space (in immovable structures of transport and communication nets, as well as in built environments of factories, roads, houses, water supplies, and other physical infrastructures) in order to overcome space (achieve a liberty of movement through low transport and communication costs). This leads to one of the central contradictions of capital: that it has to build a fixed space (or "landscape") necessary for its own functioning at a certain point in its history only to have to destroy that space (and devalue much of the capital invested therein) at a later point in order to make way for a new "spatial fix" (openings for fresh accumulation in new spaces and territories) at a later point in its history.

The idea of "the spatial fix" initially came out of attempts to reconstruct Marx's theory of the geography of capitalist accumulation. In the first essay on this topic, published in *Antipode* in 1975, I showed that Marx's fragmentary writings on the geography of capitalist accumulation could be consolidated into a reasonably consistent account that depicted the spatial as well as the temporal dynamics of capitalism. I later sought to deepen the argument through an examination of the relation between Hegel's views on imperialism, von Thünen's arguments concerning the frontier wage (a precursor to key formulations on marginal pricing in neoclassical economics) and Marx's arguments on colonialism (most particularly the peculiarity of closing the first volume of *Capital* with a chapter on colonial land policies). It was in this article, entitled "The Spatial Fix: Hegel, von Thunen and Marx" that I first used the term "spatial fix" directly. It was later deployed as a fundamental concept in *The Limits to Capital* (1982) and in a summary essay on "The Geopolitics of Capitalism" (1985). (These earlier essays will all appear shortly in a volume entitled *Spaces of Capital: Towards a Critical Geography* to be published by Edinburgh University Press and Routledge (USA)).

The primary result of these enquiries was to show that (a) capitalism could not survive without being geographically expansionary (and perpetually seeking out "spatial fixes" for its problems), (b) that major innovations in transport and communication technologies were necessary conditions for that expansion to occur (hence the emphasis in capitalism's

evolution on technologies that facilitated speed up and the progressive diminution of spatial barriers to movement of commodities, people, information and ideas over space) and (c) its modes of geographical expansion depended crucially upon whether it was the search for markets, fresh labor powers, resources (raw materials) or fresh opportunities to invest in new production facilities that was chiefly at stake.

On this latter point there is a strong connection between how the overaccumulation of capital (the central indicator of crisis in Marx's theory) is manifest and how the spatial fix gets pursued. Overaccumulation, in its most virulent form (as occurred in the 1930s, for example) is registered as surpluses of labor and capital side by side with seemingly no way to put them together in productive, i.e. "profitable" as opposed to socially useful ways. If the crisis cannot be resolved, then the result is massive devaluation of both capital and labor (bankruptcies, idle factories and machines, unsold commodities, and unemployed laborers). Devaluation can sometimes lead to physical destruction (surplus commodities get burned and laborers die of starvation) and even war (the whole sequence of events that occurred in the 1930s and 1940s came close to such a scenario). But there are ways to stave off such an outcome. In practice, most crisis phases combine selective devaluations with strategies to alleviate the difficulties. One such strategy is to seek out some "spatial fix" to the problem. If, for example, a crisis of localized overaccumulation occurs within a particular region or territory then the export of capital and labor surpluses to some new territory to start up new production would make most sense (as, for example, in the migration of both labor and capital across the Atlantic from Britain to North America in the crisis years of the nineteenth century). If, on the other hand, overaccumulation is chiefly registered as lack of effective demand for commodities then opening up new markets in non-capitalist territories appears the best strategy (the China market has been a favorite "imagined" goal for North American capital whenever it has run into difficulties for a century or more, hence the current commercial interest in the USA for integrating China into the WTO). Surpluses of capital and shortages of labor (or rigidity in labor markets because of political and institutional barriers) can be "fixed" either by the movement of capital to areas of labor surpluses and/or weak labor organization (hence North American capital moving into the maquilas along the Mexican border) or importation of cheap labor (as with guest worker programs in Europe) into centers of capitalist development. Surpluses of wage labor and shortages of capital often generate strong migratory currents (legal and illegal, as with the movement of Mexicans into the USA).

The impulse of expansion in any or all of these modes can be interpreted in Hegelian terms as each being a specific manifestation of a general relation between an "inner dialectic" of crisis formation manifest as overaccumulation within a space (most virulently as surpluses of capital and labor side by side) and an "outer dialectic" of geographical (spatial) release of these surpluses. This was roughly how Hegel envisioned it in *The Philosophy of Right*. The effect is to allow capital accumulation on a world scale to

continue its problematic temporal trajectory through continuous and sometimes disruptive geographical adjustments and reconfigurations. But the effect is also to project and replicate the contradictions of capital onto an ever-broadening geographical terrain. Closer analysis also show how a whole series of contradictions arise within the production of space. These need to be unravelled. Not only are the contradictions of capitalism worked through and embedded in the production of the geographical landscape, but these contradictions can and manifestly have at certain historical points been the locus of political-economic earthquakes that have shaken the prospects for further capital accumulation to their very core. We now turn to consider how this typically happens.

There are two dimensions to the problem that require separate treatment. Both, incidentally, track back to the complicated meanings of the word “fix”. The first concerns the difficulties posed by the circulation of fixed capital and the contradictions that attach thereto. The second deals more broadly with the whole problem of the territorial structures, spatial forms and uneven geographical development of capital accumulation. The category of fixed capital in Marxian theory refers to capital that is embedded in some asset or thing (such as machinery) which is not directly or even indirectly consumed in production (as are raw materials or energy inputs) but which gets used up (and worn out) over several production cycles. The lifetime of the fixed capital determines the rate at which it is used up (amortized) and the rate its value (e.g. that embodied in the machine) has to be transferred to the final product (e.g. the shirt). The lifetime is not only determined by rates of physical deterioration. Physically viable machinery can be replaced by new or less costly machines so that obsolescence through technological change plays a key role. Obsolescence can destroy the value remaining in existing fixed capital well before its physical lifetime is up (I still have an old Remington typewriter in my study, though I never use it). The devaluation of fixed capital is a serious problem for capitalists. It locates a potential crisis point for capital accumulation (hence the connection between business cycles and cycles of fixed capital investment and the importance of real-estate crashes in triggering crises, as, for example, in 1973). Note that the term “fixed” in this case refers to the way capital is locked up and committed to a particular physical form for a certain time-period. But a distinction must be drawn between fixed capital that is mobile and that which is not. Some fixed capital is embedded in the land (primarily in the form of the built environment or more broadly as ‘second nature’) and therefore fixed in place. This capital is “fixed” in a double sense (tied up in a particular object like a machine and pinned down in place). There is a relationship between the two forms. Aircrafts (a highly mobile form of fixed capital) require investments in immobile airport facilities if they are to function. The dialectic between fixity and motion then comes into play even within the category of fixed capital. While jumbo-jets can in principle fly anywhere, in practice they are confined to landing at fixed sites. In order for the capital invested in airport facilities to be realised, aircraft must fly in and out fully laden. In order for the capital invested in the aircraft to be paid off, the airports must encourage as much traffic as possible which means

that the places they serve must be attractive sites for the convergence of commodities, people, ideas, information, cultural activities, and the like. Plainly there are multiple opportunities here for mismatches, localised crises (perhaps building into regional and even global crises) as well as abundant opportunities to absorb surplus capital in mutually reinforcing structures of investment (airlines need airports and vice versa). Much of what we call “globalization” has been produced through innumerable symbiotic and mutually reinforcing activities of this kind (airline expansion and airport building). The “spatial fix” (in the sense of geographical expansion to resolve problems of overaccumulation) is in part achieved through fixing investments spatially, embedding them in the land, to create an entirely new landscape (of airports and of cities, for example) for capital accumulation. Finance capital and its derivative forms of “fictitious capital” have a vital role to play in reallocating investments across space and time (an important topic in itself which I must lay aside since it would take too long to elaborate upon here, but see my *Limits to Capital*, particularly chapters 8, 9 and 10). Suffice it to remark that the much vaunted hypermobility of finance and fictitious capital exists in a dialectical relation with, among other things, fixed capital investments of both the mobile and immobile sort. On the immobile front, the infrastructures of urbanization are crucial, both as foci of investment to absorb surpluses of capital and labor (providing localized/regional forms of the “spatial fix” as through the dynamics of suburbanization or the building of airport complexes) and as the necessary fixed capital of an immobile sort to facilitate spatial movement and the temporal dynamics of continued capital accumulation.

In much of my own work, I have focussed upon the production of space through urbanization as a key site where the contradictions of capital are always at work. Many of these studies focus upon the tension between the two kinds of “fixes” – that which is perpetually seeking to resolve the crisis tendencies of capitalism (overaccumulation) through the production of space (consider, as an example, the key role of suburbanization in the United States after 1945 in absorbing surpluses of capital and labor); and that version of the fix which is about the tying up and the pinning down of large amounts of capital in place through the production of fixed and immobile capital in the built environment (e.g. the highways systems needed to facilitate suburbanization). Here, the two kinds of fixes both feed off each other to stimulate symbiotic forms of accumulation (suburbs need cars and vice versa) and collide to form a potentially serious contradiction. Globalization in its present guise has entailed, among other things, the pursuit of a whole series of spatial fixes to the crisis that erupted around 1973. Capital, most would agree, has since become much more global in all of its forms of production, commerce, merchanting, and finance. It has shifted rapidly (and often with considerable volatility) from one location to another. At the same time massive amounts of capital and labor have been invested in the sorts of immobile fixed capital we see in airports, commercial centers, office complexes, highways, suburbs, container terminals, and the like. Global flows have been in part guided by such investments but at the same time these investments are

speculative developments that depend for their profitability upon a certain expansionary pattern of global flows of commodities, capital, and people. If the flows fail to materialize, then the fixed capital stands to be devalued and lost (the bankruptcy of Canary Wharf in London in the 1990s is a case in point, though, as often happens, the devaluation worked through in such a way as to provide profitable opportunities for the banks that ended up holding the physical asset). The production of space under capitalism proceeds under the shadow of this contradiction.

But there are also some more general arguments concerning the production of uneven geographical development that need to be integrated into this account. Capital is always in motion and much of that motion is spatial: commodity exchange (as opposed to the buying and selling of assets) always entails change of location and spatial movement. The market is spatialized (as Krugman now recognizes) and how that spatiality works has consequences for uneven geographical development. One of the laws of the market, for example, is that “there is nothing more unequal than the equal treatment of unequals”. The equality presupposed in market exchange produces spiraling inequalities between regions and spaces insofar as these regions and spaces possess differential endowments. The outcome is that rich regions grow richer and poor regions grow relatively poorer. The relaxation of state regulatory controls throughout the capitalist world (unevenly according to political circumstances) has produced a “neo-liberal” phase of capitalist development in which the inequalities of wealth and power have grown markedly.

But the end result of fierce competition, as Marx long ago observed, is monopoly or oligopoly as the strong drive out the weak in a Darwinian struggle for survival. While, therefore, the virtues of market competition are perpetually being extolled by the ruling classes, an astonishing trend towards monopoly and oligopoly has been taking place in all sorts of arenas, varying from mass media to airlines and even into traditional sectors such as autos. It is also said that the power of the state has been undermined when in fact the state has increasingly been restructured politically and economically as “an executive committee for the ruling class” as Marx long ago suggested. Here, too, the neoliberal phase of globalization has been characterized by a reconfiguration of state powers and the geographical concentration and centralization of political-economic powers within regional alliances of immense strength (with, of course, the USA very much leading the way). The geopolitical consequences are marked by a certain spatial fluidity but also by competitive fights between evolving territorial complexes.

The spatial fixes of recent globalization have therefore been occurring in a distinctive setting and have been shaped by the reconfiguration of institutional structures. This has entailed a transformation in spatial scale, so that global institutions like the IMF, the WTO and the World Bank have become much more powerful and significant, while supra-national arrangements such as the European Union, NAFTA and Mercosur have become more salient. The underlying addiction for spatial and technological fixes is being expressed through these rather more complex processes of uneven geographical development.

In conclusion, I want to re-emphasize the value of the geographical standpoint in understanding contemporary processes of globalization. Far too often in the literature (both popular and academic) we find places depicted as victims or victors of some ethereal process called globalization. A well-grounded historical-geographical materialism teaches us that globalization is the product of these distinctive processes of the production of space on the ground under capitalism. The question is not, therefore, what can an understanding of globalization tell us about geography but what can an understanding of geographical principles tell us about globalization, its successes and its failures, its specific forms of creative destruction, and the political discontents and resistances to which it gives rise. Above all, a better understanding of those geographical principles can surely help bring together the vast array of oppositional movements, currently geographically fragmented as well as unevenly developed, that offer hope for and aspire to some alternative.

References

- Harvey, David 1975: The geography of capitalist accumulation: a reconstruction of the Marxian theory. In: *Antipode* 2. S. 9-21.
- Harvey, David 1982: *The limits to capital*. Oxford.
- Harvey, David 1985: *The Geopolitics of Capitalism*. In: Gregory, Derek, John Urry (Hg.): *Social Relations and Spatial Structure*. Houndsmill und London. S. 128-163.
- Harvey, David 2001: *Spaces of capital: Towards a critical geography*. Edinburgh.

Hans-Dieter von Frieling und Eva Gelinsky ■

Ökologische Leitplanken und moralische Leitbilder – Wissenschaftliche Empfehlungen für einen zukunftsfähigen Kapitalismus

1 Die öffentliche Diskussion: Blinde Flecken und „offene Selektivität“

Ungeachtet einer Flut von Veröffentlichungen, Tagungen und Diskussionsforen ist – fast ein Jahrzehnt nach der Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro und 15 Jahre nach dem Erscheinen des Brundtland-Berichts – noch immer nicht ganz klar, was mit dem Begriffspaar bzw. dem Konzept Sustainable Development *konkret* ausgesagt werden soll. Als ernstzunehmendes Problem scheint dies jedoch nicht mehr angesehen zu werden. Nach teilweise kontroversen Diskussionen über die adäquate Übersetzung und den Inhalt des Konzepts sowie unzähligen Versuchen, den Begriff allgemeinverbindlich zu definieren, scheint das Konzept heute als verbindlicher Rahmen für die zukünftige Entwicklung von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft weitgehend akzeptiert.

Akzeptiert ist Sustainable Development damit als das, was es in erster Linie ist: als eine von der Politik formulierte *allgemeine ethische Zielsetzung*, als ein *normatives* Konzept. Dabei ist es gerade jener ethische Grundsatz, dem das Konzept seine Popularität und weit verbreitete Rezeption verdankt: Schutz der natürlichen Grundlagen und Gerechtigkeit für die heute lebenden, aber auch für die nachkommenden Generationen. Im vielzitierten Brundtland-Bericht heißt es: „Dauerhafte Entwicklung ist Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“ (Hauff 1987, 46)

Diese Definition, auf die sich nicht nur Institutionen wie die Weltbank, Unternehmen wie die Hoechst AG oder der Business Council for Sustainable Development, sondern auch Politiker, Wissenschaftler und Nichtregierungsorganisationen beziehen, gibt jedoch keine konkreten Wege vor, auf welche Weise das gewünschte Ziel erreicht werden soll. Aus diesem Grund bezeichnet Conrad (1993, 113f) Sustainable Development als eine gesellschaftliche Leit- und Wertidee vom „Sein-Sollenden“. Unter Rückgriff auf Luhmann behauptet er, dass das bedeutsame an einer solchen Wertentstehung sei, „daß

(gesamtgesellschaftliche) Werte abgezogen sind von konkreten Normen und Zwecken, die als hochabstrakte Gesichtspunkte von Handlungsorientierungen konkrete Handlungen gerade nicht festlegen.“ Daher lade das Konzept geradezu dazu ein, für je spezifische Zwecke und Interessen instrumentalisiert zu werden: „Es ist also soziologisch zu erwarten und keineswegs erstaunlich, daß zum einen verschiedenartige Vorstellungen kognitiv mit ihm verknüpft werden und daß zum anderen diskrepante Anforderungen (...) interessenbedingt und damit international diesbezüglich vorgetragen werden.“ (ebd.) Unterschiedliche Vorstellungen über die inhaltliche Konkretisierung des Konzepts treten spätestens dann offen zutage, wenn es darum zu gehen hat, konkrete Umsetzungsschritte und Maßnahmen zu entwickeln und zu realisieren; die Interessenkonflikte, mit denen sich die Teilnehmer einer lokalen Agenda-21-Initiative auseinander zusetzen haben, sind nur ein sehr anschauliches Beispiel dafür (vgl. Stark 1997).

Ist die inhaltliche Ausformulierung des Konzepts jedoch tatsächlich noch so offen und unentschieden? Die unzähligen kontroversen Diskussionen und Veröffentlichungen scheinen dies zunächst nahezu legen, und es ist gerade die Vagheit des Konzepts, die viele Nichtregierungsorganisationen und soziale Bewegungen als Angebot und Aufforderung ‚von oben‘ zum Mitgestalten begreifen wollen.

Eine genauere Untersuchung der für den Diskurs zentralen Dokumente (z. B. der Brundtland-Bericht „Unsere gemeinsame Zukunft“ oder die 1995 veröffentlichte Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ des Wuppertal-Instituts)¹ legt eine andere Schlussfolgerung nahe. So zeichnet sich der Diskurs um Nachhaltige Entwicklung, nach Eblinghaus und Stickler (1996), in besonderer Weise dadurch aus, „daß eine allgemeine ethische Zielsetzung divergierende Interessen unter ein einheitliches Label zusammenfaßt und auf der substantiellen Ebene nur noch bestimmte Elemente diskursive und praktische Relevanz entfalten können.“ (ebd., 160) Dabei sind es gerade die Themen, die *nicht* explizit angesprochen und ausgeführt werden, welche die nachfolgende Diskussion entscheidend strukturieren. Dazu zählen z. B. das Nichthinterfragen bestimmter Institutionen westlichen Zuschnitts wie der Lohnarbeit, die stillschweigende Befürwortung von Expertentum, die Annahmen über technologische Machbarkeit auf der einen und Steuerbarkeit sozialer Prozesse auf der anderen Seite, die Nichtthematisierung alternativer Wirtschafts- und Gesellschaftsmodelle oder die Benutzung einer spezifischen Terminologie. So ist fast durchgängig von Markt und Marktwirtschaft und nicht von Kapitalismus die Rede; von einem ‚wohlfahrtssteigernden‘ Welthandel, Demokratie und Partizipation und nicht von Ausbeutung oder Unterdrückung. Aufgrund dieser ‚blinden Flecken‘ – d. h. alles, was mit der dominierenden Terminologie bzw. Sichtweise der Probleme nicht zusammenpasst, verschwindet als möglicher Erkenntnisgegenstand –, werden maßgebliche und einflussreiche Akteure, divergierende Interessen und Konflikte im Handlungsfeld von Sustainable Development nur selten explizit benannt und noch seltener kritisch diskutiert.

Der Vorwurf, das Konzept Sustainable Development sei nicht kritisch und ‚revolutionär‘ genug, greift jedoch zu kurz: Die kapitalistische Produktionsweise ist dem

Konzept schlicht nicht das Problem, sondern deren *Modernisierung* der Schlüssel zu einer „zukunftsfähigen“ Gesellschaft.

Nimmt man beispielsweise die Gerechtigkeitsforderung des Konzepts ernst, müsste zumindest ein grundlegender Umbau des Weltwirtschaftssystems gefordert werden. Dies ist jedoch nicht der Fall. Im Gegenteil: Die Diskussion um Technologietransfer und die Befürwortung von Wirtschaftswachstum sind deutliche Hinweise darauf, dass die herrschenden arbeitsteiligen Weltwirtschaftsstrukturen gestärkt und modernisiert werden sollen. Damit aber, so eine zentrale These dieses Beitrags, geht es in der Diskussion über eine nachhaltige Entwicklung von Natur und Gesellschaft nicht um eine an den *Ursachen* ansetzende Lösung von Problemen wie der zunehmenden Unbrauchbarmachung der natürlichen Lebensgrundlagen oder Armut und Hunger, sondern in erster Linie um eine Modernisierung des Kapitalismus und damit um eine „Intensivierung von Herrschaft“ und eine *weitere* „Zerstörung der Lebensgrundlagen“ (Eblinghaus/Stickler 1996, 160).

2 Die wissenschaftliche Übersetzung des Konzepts in Politikberatung

Zwei Grundannahmen sind es vor allem, die den inhaltlichen Bezugs- und Diskussionsrahmen bilden und die es erlauben, das Konzept Sustainable Development trotz seiner Unschärfe und der Bandbreite der Teilnehmer am Diskurs als *ein* Konzept zu fassen (vgl. Eblinghaus/Stickler 1996, 117):

a) ‚Ökonomie‘ wird vornehmlich mit ‚Marktwirtschaft‘ gleichgesetzt. Dieser Marktwirtschaft wird bei gleichzeitiger Veränderung der ‚Rahmenbedingungen‘, z. B. bei Einführung sogenannter „ökologischer Leitplanken“, eine prinzipielle Lösungskapazität zuge-
traut. „Die Marktwirtschaftsargumentation korrespondiert mit der Forderung nach *Wirtschaftswachstum* und begreift ‚Wirtschaft‘ in erster Linie als Mittel zur Befriedigung von *Bedürfnissen*. Markt wird als ‚Ort‘ konzipiert, wo sich Produzent und Endverbraucher *gleichberechtigt* treffen.“ (ebd., Hervorhebungen H.-D. v. F., E. G.)

b) Obwohl es unterschiedliche Auffassungen über die richtigen Schritte zur Problemlösung gibt, besteht doch relative Einigkeit darüber, von wem diese Problemlösungen erarbeitet werden sollen, wem die *Lösungskompetenz* zufällt: „Sie wird a) Experten zugeschrieben und b) in den Industrieländern verortet.“ (ebd.) Zwar werden Wissenschaft und Technologie als Mitverursacher der ökologischen Krise im Diskurs Sustainable Development benannt, doch gleichzeitig werden sie als Teil der Lösung betrachtet. „Nur eine weitere Verwissenschaftlichung“ soll folglich in der Lage sein, „die globalen Umweltprobleme in den Griff zu bekommen“ (ebd., 159).

Wie bezieht sich die Wissenschaft nun selbst auf das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung?² Auch ohne sich bislang über einen verbindlichen Konsens über Inhalt und konkrete Umgangsweise mit dem Konzept verständigt zu haben (vgl. Eden 2000, 111), wird seit einiger Zeit in den verschiedensten Fächern verstärkt zum Thema „Nachhaltigkeit“ geforscht und gearbeitet.

Die deutschsprachige Geographie zum Beispiel beginnt sich, nach einem ersten eindringlichen Appell von Messerli auf dem Baseler Geographentag 1990, verstärkt seit Mitte der 1990er Jahre mit dem Nachhaltigkeitskonzept auseinander zusetzen. Zwar sei es, so Winiger (1998, 9), nicht unumstritten gewesen, das Konzept zum Leitthema des Bonner Geographentages zu machen, da ihm die wissenschaftliche Prägnanz und Eindeutigkeit fehle; der „Allgegenwart des ‚positiven Appells‘ zur verantwortlichen Nutzung, zum rücksichtsvollen Umgang mit Ressourcen“ will sich jedoch auch die Geographie nicht entziehen. Begründet wird dies meist damit, dass Politik, die sich für eine nachhaltige Entwicklung einsetzt, wissenschaftliche Unterstützung benötige: „Politik für eine dauerhaft nachhaltige Entwicklung, welche die Verbesserung der ökonomischen und sozialen Lebensbedingungen mit der langfristigen Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen in Einklang zu bringen sucht, bedarf der wissenschaftlichen Vorbereitung und Absicherung“ (Fränze 1998, 87) – vor allem, so die Behauptung, durch die Geographie. Da es im Konzept der Nachhaltigen Entwicklung um das ‚urgeographische‘ Thema ‚Mensch und Natur‘ gehe, weise die Geographie „die erforderliche Sachkompetenz für eine öko-zonal differenzierte Zukunftsplanung in toto besser als Vertreter jeder anderen Fachdisziplin“ auf (Meurer 1998, 76), sei „mit ihrem konkreten räumlich-ökologischen und gesellschaftlichen Bezug (...) prädestiniert, wichtige Teile der geforderten wissenschaftlichen Beiträge zu leisten“ (Wiesmann 1998, 54) und vermöge daher „praktisch umsetzbare Kriterien nachhaltiger Nutzung und Entwicklung in den politischen Entscheidungs- und gesetzlichen Umsetzungsprozeß“ einzubringen (Winiger 1998, 10).

Die Geographie nimmt damit – wie andere wissenschaftliche Disziplinen – das Nachhaltigkeitskonzept als gegeben und *cum grano salis* vernünftig an, anstatt dessen Annahmen und politische Zwecksetzungen kritisch zu analysieren. Vielmehr prüft sie sich selbst als Disziplin, was sie *konstruktiv* an Informationen, Methoden, Indikatoren oder Theorien zur Lösung der definierten Probleme beisteuern kann. Drei geographische Arbeits- und Forschungsbereiche erscheinen in diesem Zusammenhang als besonders relevant: die landschaftsökologische Systemforschung, die Ermittlung von Naturraumpotenzialen und die erdkundliche Umwelterziehung.

Generell, d. h. nicht nur auf die Geographie bezogen, lassen sich innerhalb der Wissenschaft zwei Umgangsweisen mit dem Begriff bzw. Konzept unterscheiden:

- a) Von Seiten vor allem der Natur- und Ingenieurwissenschaften wird Sustainable Development als wissenschaftlich-technokratisch verfasste Problemlösungsstrategie betrachtet.³ Die Aufgabe von Fächern wie Biologie, physische Geographie, Agrar- und Forstwissenschaft, aber auch Ökonomie hat folglich in der Bereitstellung von Informationen (z. B. über den ‚Naturzustand‘) sowie der Entwicklung geeigneter Steuerungsinstrumente oder neuer Technologien zu bestehen.
- b) Die Sozial- und Geisteswissenschaften betonen dagegen vor allem den *normativen* Charakter des Konzepts und begreifen Sustainable Development in erster Linie als handlungsleitendes, moralisches Prinzip für den erforderlichen gesellschaftlichen Umbau

und Wertewandel. Von Fächern wie Soziologie, Philosophie, Theologie oder Pädagogik soll nicht nur der weitere gesamtgesellschaftliche Diskurs um die im Konzept enthaltenen ethisch-moralischen Richtlinien vorangetrieben und begleitet werden; vielfach wird auch ein ‚neues wissenschaftliches Denken‘ propagiert, was der zu erwartenden gesellschaftlichen Umgestaltung sowie den komplexen Problemen ‚angemessener‘ sein soll.

Damit wird heute auch in weiten Teilen der Wissenschaft das entwicklungspolitische Konzept der Nachhaltigen Entwicklung nicht nur als verbindlicher gesellschaftlicher Maßstab, sondern auch als forschungsleitendes Prinzip anerkannt. Der Rahmen, in dem Forschungsarbeiten stattfinden und Lösungsstrategien erarbeitet werden können, steht jedoch bereits, das sollten die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, weitgehend fest. Es macht daher auch keinen Sinn, etwa aus einer ‚kritischen‘ Perspektive das Konzept irgendwie ‚neu‘, ‚kritisch‘ oder ‚von links‘ besetzen zu wollen. Die inhaltliche Konkretisierung des Konzepts ist trotz einer fehlenden verbindlichen Definition und Präzisierung auch in der wissenschaftlichen Diskussion eben gerade *nicht* für alle Inhalte offen. Der auch wissenschaftlich bereits vielfach geförderte Weg hin zu einer „zukunftsfähigen“ Gesellschaft bewegt sich vielmehr zwischen den Eckpfeilern „Wirtschaftswachstum“, „technischer Fortschritt“, „Effizienzrevolution“, „Technologietransfer“ und „ökologische Leitplanken“ auf der einen Seite und ‚postmoderner Wertewandel‘ im Sinne von „Gut leben statt viel haben“ auf der anderen.

Indem damit auch weite Teile der Wissenschaft jene Grundannahmen des herrschenden Diskurses übernehmen, indem auch sie ‚blinde Flecken‘ produzieren und damit eine bestimmte Sichtweise der Probleme und Lösungsstrategien als einzig plausible erscheinen lassen, leisten sie nichts anderes als einen konstruktiven Beitrag zu jenem Modernisierungsprogramm des Kapitalismus. Ein anderes Verhältnis des Menschen zu seiner natürlichen Umwelt oder gar „eine qualitative Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen heutiger und künftiger Generationen bei gleichzeitigem Erhalt der natürlichen Lebensgrundlage“ (Messner 1993, 41) wird *so* schwerlich zu erreichen sein.

3 Nachhaltiger Umgang mit Natur – ein Problem technisch-ökonomischer Instrumente?

Das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung nimmt implizit an, dass es a) so etwas wie eine ‚intakte‘ Natur bzw. einen stabilen und damit ‚nachhaltigen‘ Naturzustand gebe und dass es b) durch ‚marktwirtschaftliche‘ Mechanismen möglich sei, diese Natur zu bewahren. Wie Wissenschaft diese Probleme zu lösen versucht, soll an zwei Beispielen – an der Geographie und an der Wirtschaftswissenschaft – untersucht werden.

3.1 Natur als landschaftsökologisches System

Die (deutschsprachige) Geographie, deren Zugang zur Welt und zur Natur von Anfang an ein ganzheitlich-holistischer war, wobei sich dieser kritisch gegen das ‚analytisch-zerstückelnde‘ Vorgehen der neuzeitlichen Naturwissenschaften richtete, ‚entdeckt‘ die

Allgemeine Systemtheorie im Vergleich zu anderen Wissenschaften erst nach ihrem Paradigmenwechsel, d. h. Anfang der 1970er Jahre. Eine Transformation des harmonischen Landschaftsorganismus der traditionellen Geographie in ein zumindest dem Anschein nach wissenschaftlich-exakt erfassbares (Öko-)System, schlägt auch Bartels in verschiedenen seiner Arbeiten für eine ‚modernisierte‘ Geographie vor: „An die Stelle des sogenannten ‚harmonischen Ganzen‘ ist [heute] der formale Begriff des ‚Systems‘ getreten als der eines Satzes, einer Gruppe von Einzelobjekten mit gewissen zugehörigen Attributen und mit Relationen verschiedenster Art zwischen diesen Objekten und ihren Attributen. Und vor allem der enge Begriff linearer Kausalitäten ist abgelöst durch ontologisch neutrale Anschauungen über funktionale – meist multifunktionale – Zusammenhänge zwischen den Gliedern solcher Systeme. Schon in dem berühmten Methodenstreit nach der Jahrhundertwende über ‚Geographie als Beziehungswissenschaft oder als Objektwissenschaft‘ klingen diese späteren Entwicklungen an (...). Aber erst in der heutigen Rezeption moderner natur- und sozialwissenschaftlicher Auffassungen zur Methodologie der Forschung überhaupt gelangt auch in der Geographie der nominalistische Gedanke einer (für die praktische Anwendung definierten) Systemtheorie zu derjenigen Reife, die ihn nunmehr zu streng empirischen und besonders auch zu quantitativen Studien in die Lage versetzt.“ (Bartels 1969, 127-128 Hervorhebung im Original)

Was aber bedeutet es, Natur nicht mehr als Landschaft, sondern als ein *ökologisches System* zu begreifen?

3.2 Systemforschung – der ‚totale Zugriff‘

Werden Wissenschaft und Technologie auch als wesentlicher Bestandteil der diversen Lösungsstrategien angesehen, so bleibt dennoch eine Kritik am Modell ‚wissenschaftlich-technischer Naturaneignung‘ nicht aus. Meist ist es das rationale, analytische Denken, das (nicht nur von der Geographie) als Mitverursacher der Krise angeprangert wird: „Die modernen Naturwissenschaften zeichnen sich aus durch analytische Zerstückelung ihres Gegenstandes, verlieren bei treibhausartig wuchernden Detailkenntnissen den Zugang zum Ganzen. Vor allem ist ihr Denken monokausal, sie sehen die Vielzahl der Bezüge und Vernetzungen nicht“, so fasst Trepl (1985, 176) die gängige Wissenschaftskritik zusammen. Entsprechendes soll dann auch für die auf einer solchen Wissenschaft gründenden Technik gelten, der, aufgrund jenes „monokausalen Charakters“ wissenschaftlicher Erkenntnis, die Neben- und Folgewirkungen der Technikanwendung entgehen müssen; und gerade in den unbeabsichtigten Neben- und Folgewirkungen wird der eigentliche Grund der Umweltzerstörung gesehen.

Richtig ist, dass ‚Natur‘ weder als sinnlich-konkrete noch einmalige und unverwechselbare und schon gar nicht als ‚ganze‘ in den modernen Naturwissenschaften erscheint. Diese Abstraktion vom *besonderen* Gegenstand ist ja gerade erforderlich, um *allgemein* wirkende Gesetzmäßigkeiten entdecken zu können. Zu diesem Zweck werden exemplarische Vorgänge aus dem unüberschaubaren Naturgeschehen ‚herausgeschnitten‘,

im Labor isoliert und experimentell untersucht. Erklärbar, manipulierbar und damit beherrschbar aber erscheint Natur ebenfalls nur in ‚Teilen‘, jenen nämlich, deren allgemeine Funktionsweise erkannt wurde.

Der Ausweg wäre natürlich, die ‚Vernetzungen‘ zu berücksichtigen. Einen Zugang bietet hier jener inzwischen auch in der Geographie verbreitete Systemansatz. Die Einzelheiten interessieren hier nicht mehr, vielmehr wird das Wechselspiel der einzelnen Elemente untereinander in seiner Funktion für das Ganze untersucht. In der „ökologischen Natur“ (d. h. in der systemtheoretisch-ganzheitlichen Perspektive), der Natur als *Systemzusammenhang* kann folglich nichts ohne Wirkung auf das Ganze geschehen, wobei das Ganze den Teilen die Richtung weist und Grenzen setzt. Von der klassisch holistischen *Landschaft* unterscheidet es sich durch den reduktionistischen Charakter des Ökosystembegriffs: „Das Ganze‘ ist nicht mehr nur das *gegen* die ‚zersetzende‘ analytische Wissenschaft ‚synthetisch‘ wiederzuerrichtende Unzerstörte, nicht mehr eher Bild als Begriff, eher Gegenstand der Andacht als des Wissens, sondern es ist in den Gesetzen seines Funktionierens erkennbar und darum beherrschbar. ‚Das Ganze‘ – ‚das Ökosystem‘ – kontrolliert und beherrscht seine Elemente. Systemteile wie z. B. der Mensch, die sich – egoistisch nach Autonomie strebend – dem nicht fügen, werden entweder rechtzeitig eliminiert, oder sie zerstören das Ganze und damit sich selbst.“ (Trepl 1994, 192-193) Ist aber die Forschung, d. h. die Ökosystemforschung, nur genügend vorangekommen, so wird suggeriert, dann läßt sich dieses Ganze seinerseits kontrollieren und beherrschen. Bei all dem bleibt die Natur jedoch, was sie ist: „ein im Rahmen funktionalistischer Rationalität technisch simuliertes Produkt“ (Gamm 1985, 54). Da ‚Natur‘ wie ehemals in einer Sprache der Differential- und Integralgleichungen gefasst wird, hat am Ende lediglich ein neues, technisch verbessertes Modell von der Natur Besitz ergriffen: „Die Naturbeherrschung droht total zu werden.“ (ebd.)⁴

Das datenmäßige Erfassen, Bewerten, Managen und Kontrollieren von Ressourcenbeständen oder sonstigen ‚Umweltausschnitten‘ scheint damit durchführbar, schrumpfen die einzelnen Bestandteile eines sogenannten Ökosystems doch auf etwas Austauschbares, Abstraktes, auf eine quantifizierbare Größe. So erscheinen die Pflanzen eines Waldes in einem Ökosystemmodell beispielsweise nur in ihrer Eigenschaft als Produzenten von Biomasse; dabei sind die einzelnen Elemente, z.B. Organismen eines Systems, nicht aufgrund einer stofflichen Gleichheit, sondern wegen gleicher Funktion, gleicher Beziehungen, einer gleichen Rolle im ganzen Gefüge austauschbar. Das Teil ist damit nur noch in seiner Funktion für das Ganze interessant. Oder anders ausgedrückt: Den selektierten abiotischen wie biotischen Vorgängen eines Raumausschnitts (als System) werden Regler-, Speicher-, Verstärker-, Produzenten-, Destruenten- usw. Funktionen zugeordnet. In ihrer Funktion dienen sie, so die Annahme, dem ‚Ganzen‘, d. h. dem Systemerhalt, der Stabilität oder Selbstorganisation des Systems.

Obwohl die exakte Bestimmung der räumlichen und zeitlichen Grenzen des zu untersuchenden Systems den Forscher vor ebenso große Problem stellt wie die Angabe eines

Systemoptimums oder *-gleichgewichts*, wird hier dennoch mit dem Anschein naturwissenschaftlicher Objektivität suggeriert, dass es so etwas wie eine ökologische ‚Systemharmonie‘ gebe und damit auch so etwas wie Stabilitätseigenschaften, Regulations- und Elastizitätspotentiale, Pufferkapazitäten, kritische Absorptionsraten und Grenzwerte der Belastbarkeit. Die Ermittlung sei ‚nur‘ eine Frage der Quantifizierung und Modellierung, ein Problem des Messens, des Monitorings, der Datenbankgrösse, der Raffinesse des mathematischen oder statistischen Modells, kurz, der Weiterentwicklung des Instrumentenkastens namens GIS (Geographische Informationssysteme). Die landschaftsökologische Forschung untermauert so quasi naturwissenschaftlich die im Nachhaltigkeitskonzept formulierte Vorstellung, es lasse sich prinzipiell bestimmen, was eine intakte, ‚außermenschliche‘ Natur oder Umwelt sei, welche Nutzungen ‚des‘ Menschen ‚die‘ Natur vertrage, wo die naturgegebene absolute Grenze für ‚den‘ Menschen liege und was reparable und was irreparable ‚Störungen‘ seien. Was warum in ihren systembildenden Blick gerät und welchen Interessen sie den Schein naturnotwendiger Objektivität verleiht, grenzt diese Art raumwissenschaftlich-ökologischer Systemforschung dabei unter Berufung auf die Wertfreiheit ihrer Wissenschaft jedoch von Anfang an aus.

3.3 Naturraumpotenziale – unbestimmt bestimmte Bewertung von Natur

Die Frage nach der *Bewertung* oder ‚ökologischen Eignung‘ eines Naturraumes wird von der Geographie, die ja das Mensch-Natur-Verhältnis zum Gegenstand hat, nicht gänzlich beiseite gelassen. Welches ‚Leistungsvermögen‘ ein Naturraum hat, kann, da es sich um einen werthaltigen Begriff handelt, korrekterweise nur in Bezug auf konkrete gesellschaftliche Nutzungsinteressen ermittelt werden. Dieses Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur, die Nutzungsmöglichkeit, wird in der Geographie im Begriff des Naturraumpotenzials gefasst, jedoch in einer Weise, welche die konkrete gesellschaftliche Aneignung von Natur vernebelt. Deutlich wird dies z. B. in der Argumentation von Wiesmann (1998), der in der Ermittlung von Naturraumpotenzialen einen wichtigen Beitrag der Geographie zur Nachhaltigkeitsdebatte sieht. Zunächst grenzt er Naturraumpotenziale von natürlichen Ressourcen ab, da im Ressourcenbegriff schon ein bestimmtes gesellschaftliches Interesse an Natur fixiert sei, nämlich die Art und Weise, wie die „westlich-industrielle“ Gesellschaft Natur bewerte (ebd., 47). *Dieser* Umgang mit Natur wird aber nicht analysiert oder gar kritisiert. Wichtig ist ihm, dass dies nur *eine*, wenn auch die herrschende oder „generelle“ Form der gesellschaftlichen Bewertung ist, dass aber viele andere spezifische oder lokale Formen potentiell möglich sind. Die gesellschaftliche Aneignung von Natur, die Frage also, was eine bestimmte Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als nutzbare oder wertvolle Komponente von Natur ansieht, wird so zwar thematisiert, aber eben nur als ein grundsätzlicher Sachverhalt. Es wird über soziale Wertungen (und damit Interessen) geredet und gleichzeitig von ihnen – als konkret-bestimmte – abgesehen. Denn Naturraumpotenziale, so Wiesmann, gibt es ebenso zahlreich wie es soziale Wertungen von Natur gibt. Und *welche* Wertungen gelten, die der lokalen Gesellschaft etwa oder die der

generellen ‚naturwissenschaftlich-technisch-westlich-postindustriellen‘, sei verhandelbar (Wiesmann 1998). Der wissenschaftliche Beitrag besteht folglich in der trivialen Feststellung, dass eine nachhaltige Ressourcennutzung *immer* auch eine soziale Wertung erfordere, und in der ideologischen Leistung, dass diese Bewertung – unterstützt durch die Geographie – eine Frage der *normativen* Festlegung bzw. Aushandlung sei. Indem in der Naturraumpotenzialforschung die Gesellschaftlichkeit der Naturbewertung *als allgemeine, mithin rein abstrakt*, behandelt wird, verschwindet die *konkrete* Gesellschaftlichkeit der Interessen, insbesondere die des kapitalistischen Umgangs mit Natur.

3.4 Ökonomische Naturbewertung – die „rohe Sprache des Geldes“

In der kapitalistischen Produktionsweise ist Natur Mittel des privaten Eigentums. Die Naturstoffe und deren innere Gesetzmässigkeiten macht sich das Kapital für seine Vermehrung zunutze. Den Eigentümer des Kapitals interessieren jedoch weder die Wirkungen der in der Produktion angewandten Natursubstanzen und -prozesse, noch die natürlichen Eigenschaften der hergestellten Produkte *als solche*. Er verwendet sie allein unter dem Gesichtspunkt des Geschäfts, der Vermehrung einer Geldsumme. Dieser kalkulierte Umgang mit der Natur hat ruinöse Folgen für deren Brauchbarkeit als Lebensmittel wie auch als Produktionsvoraussetzung. Die Begrenzung bzw. Vermeidung kontraproduktiver Naturveränderung, um die sich seit den 1960er Jahren Umweltpolitiken mehr oder minder gesorgt haben, erklärt der Brundtland-Bericht mit dem Begriff der Nachhaltigen Entwicklung zur wichtigen Aufgabe der Politik *aller* Staaten.

Die Wirtschaftswissenschaften nehmen diesen politischen Appell als Herausforderung, um geeignete ökonomische Steuerungsinstrumente für diesen Zweck zu entwickeln, und sind darüber, das zeigen die diversen wirtschaftswissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema „Nachhaltigkeit“, in einen gewissen Streit geraten. Dem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts dominanten neoklassischen Ansatz wird von sog. ökologischen Ökonomen vorgehalten, „natürliche Beschränkungen“ des wirtschaftlichen Wachstums aus der Theorie ausgeklammert zu haben: In den neoklassischen Produktionsfunktionen würden lediglich Kapital und Arbeit berücksichtigt und deren ‚nur‘ monetär definierte, optimale Nutzung; Natur käme allenfalls als bepreiste in der Ressourcenökonomie vor oder als theoretischer Platzhalter in Form der externen Effekte; es sei aber notwendig, Natur nicht als exogene Größe zu behandeln, sondern Ökonomie und Ökologie als eng verwobene, langfristig aufeinander abzustimmende Systeme zu betrachten (vgl. Keil 1999, 27).

Diese Kritik prallt an den Vertretern der neoklassischen Ökonomie jedoch ab, sind sie sich des ‚Umweltproblems‘ und der Begrenztheit von Ressourcen doch nicht erst seit dem Brundtland-Bericht bewusst. Einen Mangel sehen sie aber nicht in ihrer Theorie, sondern darin, dass in der Praxis Naturbestandteile und deren schädliche Veränderung keinen bzw. keinen korrekten *Preis* haben. Als Steuerungsinstrument schlagen sie daher vor, im Prinzip die ganze Natur mit Preisen zu versehen und dafür auch alle Natur in Privateigentum zu

überführen. Denn da dasjenige verschwenderisch genutzt wird, was nichts oder wenig kostet, müssen Ressourcen verteuert und „soziale Kosten“ (externe Effekte) sichtbar gemacht und internalisiert werden, d. h. dem Unternehmen bzw. dem Produkt zugerechnet werden. Soweit sich wegen unvollständiger privater Eigentumsrechte keine marktgerechten Preise herstellen lassen und externe Kosten nicht genau erfassen und zurechnen lassen, sollen gefundene und gesetzte „sustainable ecological prices“ private und gesamtwirtschaftliche bzw. gesellschaftliche Interessen dauerhaft harmonisch in Einklang bringen (vgl. Frieling/Gelinsky 1998).

Die Über- und Ver-Nutzung von Natur ist für die neoklassische Ökonomie folglich nichts anderes als ein *Kostenproblem*, nichts weiter als eine prinzipiell reparierbare ‚Funktionsstörung‘ des Marktpreismechanismus. Nachhaltiges Wirtschaften soll danach um so besser gewährleistet sein, je umfassender die (kapitalistische) Marktwirtschaft durchgesetzt ist. Eine eigenartige Argumentation. Denn die Theoretiker dieser Schule sagen andererseits: „Das Gewinn- und Eigennutzstreben ist (...) zweifellos eine der wichtigsten Ursachen der Umweltzerstörung. (...) [Es] sorgt via Streben nach Kostensenkung und Gewinnerhöhung (...) dafür, daß der ‘homo oeconomicus’ (...) in der Regel mehr Umweltschutz vermeiden will. Selbst wenn er die Notwendigkeit von verstärkten Umweltschutzanstrengungen aller an der Wirtschaft und am Konsum Beteiligten einsieht, verhält er sich rational, wenn er als einzelner kostenträchtigen oder bequemlichkeitsvermindernden Umweltschutz vermeidet.“ (Wicke 1991, 385) Nach der neoklassischen Logik soll demnach die negative Wirkung des Gewinnstrebens auf die Umwelt durch die Perfektionierung des Gewinnstrebens beseitigt werden. Für einen Widerspruch halten diese Ökonomen dies jedoch nicht, weil sie ein Interesse haben, sich über das bestimmte Verhältnis von Natur und Profit „blauen Dunst (...) vorzublasen“ (Marx 1983, 53).⁵ Denn der ruinöse Umgang mit Natur liegt nicht an fehlenden und falschen Preisen, sondern daran, dass auch die außermenschliche Natur nur unter dem Zweck der Mehrwertproduktion und des Profits kalkuliert wird. Das heißt: Für den (Tausch-)Wert ist der Gebrauchswert der Natur eben nur ein Mittel: „Der Profit ist der in jeder Hinsicht herrschende Zweck der kapitalistischen Produktionsweise. Er bestimmt, ob produziert wird und wie produziert wird. In ihm mißt das Kapital seine Selbstverwertung. Er ist gleichgültig gegen stoffliche Zustandsformen, indifferent gegen das qualitative Ganze der Natur, bestimmt diktatorisch Richtung und Form der Naturaneignung und hintertreibt jegliche materiale, gebrauchswertorientierte Zwecksetzung.“ (Hassenpflug 1975, 782)

Aber auch die ökologischen Ökonomen, denen die neoklassische Diagnose nicht einleuchten will, kritisieren nicht, dass mit der Bepreisung der Natur der Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben werden soll. Sie wenden zwar ein, man könne (Natur-)Qualitäten nicht quantifizieren. Wie wahr – doch folgt für die ökologischen Ökonomen daraus nicht, den Zweck der Quantifizierung, die Unterwerfung von jedem und allem unter die „rohe Sprache des Geldes“ (Harvey 1996, 156), in Frage zu stellen. Sie halten es lediglich für ein nicht lösbares *methodisches* Problem, Qualitäten zu quantifizieren und den genauen Wert

der weltweiten Ökosysteme zu monetarisieren. Ihre Kritik beschränkt sich jedoch nicht allein auf das Bewertungsproblem an sich. Wirtschaftliches Wachstum sei vielmehr eine physikalische Umwandlung von Natur„kapital“⁶ in menschengemachtes „Kapital“. „Dieser Prozess der Umwandlung findet in einer Umwelt statt, die endlich, nichtwachsend und materiell geschlossen ist.“ (Daly 2000, 17) Und dies beinhaltet ein Problem: Die Expansion des wirtschaftlichen Subsystems gehe zu Lasten des ökologischen Subsystems und sei begrenzt durch die Größe des Gesamtsystems. Letztlich ende jedes Wirtschaftswachstum im Entropietod und das mit der Unausweichlichkeit eines Naturgesetzes, welches auch durch den allergrößten Willen zur Sparsamkeit nicht auszuschalten sei, was Sparen aber um so dringlicher mache, um den ‚Tod‘ des Systems noch etwas hinauszuzögern. Notwendig sei daher die Fixierung einer optimalen Größe wirtschaftlicher Aktivität, über die hinaus Wachstum ‚unwirtschaftlich‘ werde (ebd.). Deren Ermittlung bzw. Festlegung sei jedoch weder mit naturwissenschaftlich-ökologischen Mitteln, noch von der Ökonomie selbst zu lösen, sondern könne nur eine Frage der Ethik sein.

Für die (neoklassischen) Vertreter der ‚schwachen Nachhaltigkeit‘ wiederum ist diese These der ‚starken Nachhaltigkeit‘ der ökologischen Ökonomie eine Verteufelung der Wachstumspolitik, die ökonomietheoretisch auf einem ‚Missverständnis‘ beruhe: Natürliches und anthropogenes „Kapital“ gehörten nicht zwei unterschiedlichen, nicht komplementären Seinsbereichen an, wie die ökologischen Ökonomen behaupten, sondern seien ohne weiteres untereinander *substituierbar*. Nicht nur Politiker wie die Verfasser des Brundtland-Berichts, auch die überwiegende Mehrheit der Ökonomen vertreten heute eben jene Annahme der Substituierbarkeit. Das Zauberwort dabei heißt „Effizienzrevolution“: Mit technischem Fortschritt und einem geeigneten Ressourcenmanagement sei eine Entkopplung des Wirtschaftswachstums vom Energie- und Stoffverbrauch und damit ein tendenziell grenzenloses Wirtschaftswachstum möglich.

Behauptet wird damit, dass der Zweck Geldvermehrung und das Mittel des geschäftsmäßig kalkulierten Umgangs mit Natur nicht die Ursache des ‚Umweltproblems‘ seien. Im Gegenteil – notwendig sei eine Intensivierung dessen, was Unternehmen in der Konkurrenz zwangsläufig betreiben müssen und schon immer betrieben haben: die Erhöhung der Kapitalrentabilität durch kostensenkende Steigerung des Nutzungsgrades von Rohstoffen und Energie. Auch wenn beispielsweise ein Auto, mit der Hälfte des Energieeinsatzes produziert, ökologisch wünschenswerter ist als die Produktion seines Vorgängermodells, ändert sich damit nichts daran, dass technischer Fortschritt und Technikeinsatz *ausschließlich* als Mittel für die monetäre Bilanz von Kosten und Ertrag dienen und daher nicht nur die Optimierung der Naturnutzung, sondern auch der Naturvernutzung als rationales Kalkül erzwingen. Die Berücksichtigung ökologischer Kreisläufe und ‚natürlicher Grenzen‘ getrennt von den Kosten bleibt als Widerspruch zur Handlungsrationalität des Unternehmers somit bestehen.

Daher leugnen auch Vertreter der ‚schwachen Nachhaltigkeit‘ nicht die Notwendigkeit, dass bestimmte (Mindest-)Gebrauchswertqualitäten der Natur außerhalb der Ökonomie

definiert und verbindlich gesetzt werden müssen. Bezüglich dieses „kritischen natürlichen Kapitalstocks“ sei, so fasst Keil (1999, 162) die neoklassische Position zusammen, „die Ökologie (...) gefordert, Minimalbedingungen zu formulieren, die eine Sicherung der lebenserhaltenden Bedingungen gewährleisten.“ Ein Eingeständnis der verheerenden Ver-Nutzung von Natur durch die kapitalistische Produktionsweise ist damit natürlich nicht gegeben. Mit weiteren Steuerungselementen, so die herrschende Ansicht, seien die Probleme lösbar. Ein grundsätzliches Umdenken innerhalb der Ökonomie bzw. eine grundsätzlich anders organisierte Wirtschaft sei nicht notwendig erforderlich. Gefordert seien vielmehr die Naturwissenschaften; sie sollten hinreichend exakt angeben, wann die Umwelt überlastet ist, welche maximale Tragfähigkeit ein Ökosystems besitzt, wie groß dessen Elastizität gegenüber externen Schocks ist und was seine Stabilität ausmacht – all dies sind jedoch Aufgaben und Probleme, die im übrigen nicht nur für die (biologische) Ökologie unlösbar bleiben werden.⁷

3.5 Fazit 1: Leitplanken für eine ökologische Modernisierung der kapitalistischen Produktionsweise

Die an den Beispielen Geographie und Ökonomie vorgenommene Darstellung zeigt, dass – ohne eine weitere begriffliche und inhaltliche Klärung oder Präzisierung vorzunehmen – das entwicklungs*politische* Konzept Sustainable Development hier von Seiten der Wissenschaft als eine *Aufforderung* zur konstruktiv-praktischen Mitarbeit verstanden wird. Oder anders formuliert: Ein von der Politik sehr allgemeinverbindlich formuliertes normatives Leitbild wird ohne weitere Prüfung als forschungsleitende Richtlinie übernommen. Akzeptiert scheint damit zunächst, dass es gravierende Probleme gibt, dass es so wie bisher nicht weitergehen kann, dass also etwas *getan* werden muss. Um was für Probleme es sich konkret handelt und wo vor allem die Ursachen dieser Probleme liegen, wird nicht weiter ausgeführt, oder es werden die in diesem Zusammenhang immer wieder angeführten schlagwortartigen Argumentationsmuster übernommen: Das „westliche Industrialisierungsmodell“ sei aufgrund seines enormen Ressourcenverbrauchs weder „zukunfts-fähig“, noch sollte es von anderen, noch nicht (vollständig) industrialisierten Ländern übernommen werden; der *private* Ressourcenverbrauch sei zu hoch, es werde zu viel und falsch konsumiert, es werde zu viel Müll produziert; das Bevölkerungswachstum sei nicht nur verantwortlich für eine zunehmende Verschmutzung und Zerstörung der Umwelt, es gefährde auch Entwicklungsbemühungen oder mache eventuelle Erfolge wieder zunichte etc.

Eine an „praktisch-umsetzbaren Kriterien“ orientierte Forschung, z. B. die Erforschung „komplexer Ökosystemzusammenhänge“ zum Zweck eines effektiveren Umwelt- und Ressourcenmanagements, die Entwicklung von Computermodellen zur Simulation und Prognose bestimmter ‚Belastungszustände‘, aber auch die diversen Überlegungen zur Internalisierung externer Kosten beinhaltet eine weitere, entscheidende Grundannahme: Eine Lösung der existierenden Probleme ist mit Hilfe entsprechender Technologien und

Instrumente innerhalb der *gegebenen* Strukturen möglich und machbar. In diesem Zusammenhang ist immer wieder vom Begriff der „ökologischen Leitplanken“ die Rede. Diese „Leitplanken“ suggerieren, dass ‚die‘ Marktwirtschaft und ‚der‘ Mensch nur in die richtigen Bahnen gelenkt werden müssen, um den globalen ökologischen Kollaps abzuwenden (vgl. Links, Hinterberger 2000, 10).

Auch hier also gilt: Der Anschluss an den Diskurs um Sustainable Development bzw. die kritiklose Übernahme einiger seiner grundlegenden Elemente gibt die Richtung möglicher Lösungsstrategien unweigerlich vor. Auch wenn eine prinzipiellere Kritik an den Verhältnissen nicht ausgespart wird, legt die Art und Weise der Kritik und die dabei verwandte Terminologie den Rahmen fest: Sobald von einer „Krise des westlichen Industrialisierungsmodells“, von der „Übermäßigkeit der Naturvernutzung“ und der „Verantwortung von uns allen“ die Rede ist, werden einzelne Fehlentwicklungen des nördlichen Entwicklungsmodells angeprangert, statt dieses *selbst* als *Fehlentwicklung* zu begreifen.

4 Nachhaltiger Umgang mit Natur – eine Frage von Sinn und Moral?

„Die Zukunftsfähigkeit der Menschheit ist bedroht. Also sollten wir unser Handeln an dem Leitbild Nachhaltigkeit (= Zukunftsfähigkeit) ausrichten. Diese Erkenntnis ist spätestens seit der 1992er Rio-Konferenz über ‚Umwelt und Entwicklung‘ völlig unstrittig. Alle politischen Parteien und alle gesellschaftlichen Gruppen in unserem Land äußern sich hierzu in ähnlicher Weise.“ (Jischa 1997, 314)

4.1 Umweltgerechtes Verhalten – Natur als moralische Instanz

Während sich die Position der ökologischen Modernisierung bzw. des „angepassten Technozentrismus“ (Eblinghaus/Stickler 1996) überwiegend auf die konkrete Umsetzung, auf die Anwendung neuer Techniken und Instrumente konzentriert, beschäftigen sich Disziplinen wie die Soziologie, Philosophie, Theologie, aber auch Pädagogik und (Geographie-)Didaktik schwerpunktmäßig mit der sehr allgemein gehaltenen *normativen* Zielsetzung des Konzepts.

Das Ziel – eine „zukunftsfähige“ Gesellschaft und ein „nachhaltiger“ Umgang des Menschen mit der Natur – sei, so die verbreitete Auffassung, nicht ausschließlich mit neuen Technologien, einem effizienteren Ressourcenverbrauch oder Ökosteuern zu verwirklichen. Um einen dauerhaft nachhaltigen Umgang mit der Natur zu erreichen, werde vielmehr ein grundsätzliches ‚Umdenken‘ und eine ‚neue Ethik‘ erforderlich. Die Aufforderung, das Handeln am Leitbild der Nachhaltigen Entwicklung auszurichten, richtet sich hierbei besonders an die privaten Haushalte, appelliert also an die Verantwortung des Einzelnen. Nur wenn sich folglich der *private* Umgang mit Natur ändere, sei ein tiefergehender gesellschaftlicher Wandel möglich.

Über bestimmte ethische oder moralische Leitbilder Einfluss auf das Handeln der Menschen nehmen zu wollen, ist, gerade auch was den Bereich der Umweltbildung oder

-erziehung angeht, nicht neu. Schon die Öko- oder Alternativbewegung der 1970er Jahre kritisierte den „westlichen Konsumterror“ und postulierte statt dessen ein „Gut leben statt viel haben“.

Einen neuen Auftrieb haben diese und vergleichbare Forderungen im Zusammenhang mit dem Konzept der Nachhaltigen Entwicklung erhalten. Seit Erscheinen des Brundtland-Berichts ist es (wieder) an der Tagesordnung, dass Politiker, lokale Agenda-21-Gruppen, Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, Ökonomen und (Geographie-)Didaktiker vor allem den privaten Konsum von Gütern als bedenkenlos, unmäßig und rücksichtslos egoistisch kritisieren und ihn nahezu ausschließlich verantwortlich machen für Umweltzerstörung und Ressourcenverbrauch. So werde beispielsweise beim Einkauf zu wenig auf die ‚ökologische Verträglichkeit‘ der Produkte geachtet. Genauso wird der Wunsch nach einem Eigenheim im Grünen für den anhaltend (zu) hohen Flächenverbrauch und die damit einhergehende Zunahme der Mobilität für die Luftverschmutzung in Ballungsgebieten verantwortlich gemacht (vgl. Bergmann 1996).

Ein besonders anschauliches Beispiel für diese Argumentation liefert die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ des Wuppertal-Instituts. Darin wird der komplette Material- und Energieverbrauch der BRD den privaten Haushalten zugerechnet: „Die Einzelheiten des Berechnungs- und Zuordnungs-Verfahrens können hier nicht aufgeführt werden. Wir zeigen deshalb lediglich das Ergebnis der Zurechnung auf die Bedarfsebenen Wohnen, Ernährung, Bekleidung, Gesundheit, Bildung, Freizeit, gesellschaftliches Zusammenleben und Sonstiges.“ (Wuppertal-Institut 1996, 45f). Mit dieser ‚Berechnung‘ wird suggeriert, dass der Verbrauch von Staat und Wirtschaft letztlich nur deswegen erfolgt, damit ‚wir alle‘ ein Dach über dem Kopf, genug zu essen und Spaß in der Freizeit haben. Staat und Wirtschaft wollen also stets nur unser Bestes, und dafür ist ihnen kein Energieeinsatz zu hoch. Hierbei handelt es sich jedoch um ein rein „ideologisches Zurechnungsverfahren“ (BUKO 1996, 211): „Diese Ausblendung des Staats- und Wirtschaftsverbrauchs samt der Zurechnung des vernutzten natürlichen Reichtums auf ‚menschliche Bedarfsebenen‘ und ‚private Haushalte‘ soll nur eine einzige Botschaft transportieren: Schuld an Material- und Energieverschwendung sind nicht die kapitalistische Produktionsweise, schuld sind die VerbraucherInnen.“ (ebd.) Politische Handlungsempfehlungen bzw. moralische Appelle haben sich folglich an die privaten Haushalte zu richten. Der ideale, durch „aufgeklärten Eigennutz“ motivierte Konsument des zukunftsfähigen Deutschlands hat „Lust auf Langsamkeit“, er will lieber „gut Leben statt viel Haben“ (oder auch „Wohlstand light“!) und er bevorzugt die „Eleganz der Einfachheit“. Getreu der idealistisch-bürgerlichen Ideologie wird hier wieder einmal suggeriert, dass das Bewusstsein, d. h. das neue ökologische Bewusstsein, das Sein bestimmen könne: „In der (bewußt?) naiven Vorstellung des WI [Wuppertal-Instituts] reicht es völlig aus, wenn ‚der Verbraucher‘ irgendwie anders konsumieren möchte, um die Zerstörungskraft von Akkumulationslogiken und Profitstreben außer Kraft zu setzen. Es wird suggeriert, dass das eine vom anderen zu trennen sei – natürlich um gegen letzteres nicht Position beziehen zu müssen.“ (Eblinghaus 1997, 51)

Eine Analyse der politischen und ökonomischen Ursachen von Naturvernutzung und Armut wird also nicht vorgenommen. Sie ist für einen solchen (moralischen) Schuldspruch offensichtlich auch nicht erforderlich. In der Sphäre, in der es um das Setzen von Normen geht, gilt offenbar der Verweis auf die vorgefundene Lage wissenschaftlich als hinreichendes ‚Argument‘. Das wissenschaftliche Bemühen richtet sich dann auf die Ausgestaltung und Begründung der von der Politik ‚vorgeschlagenen‘ Normen. An welchen Maßstäben soll ‚der‘ Mensch seine privaten Interessen in erlaubte und nicht erlaubte, z. B. in ‚angemessene‘ bzw. ‚überzogene‘ oder ‚maßlose‘ sortieren, mit welchen Argumenten macht man ‚dem‘ Menschen einsichtig, sich freiwillig den neuen ökologisch-moralischen Maßstäben unterzuordnen?

Nicht nur für Geographen scheint es naheliegend, die Natur selbst zum Werte-Maßstab zu erheben, in ihr wie in einem Buch von „Sinn und Tugenden“ zu lesen (Hard 1989, 200). So fordert etwa der Geographiedidaktiker Köck (1997, 35) eine „erdgerechte Rationalität“: „Verhalte Dich so, dass du zur Erhaltung oder Wiederherstellung sozial- und naturräumlicher Systemgleichgewichte beiträgst!“ Mit solch einem ethischen Imperativ wird jedoch nicht nur behauptet, „dass die Natur selbst bevorzugte Gleichgewichtszustände kenne“, es wird zugleich gesagt, dass die Natur „am besten wisse, was für alle gut sei“, dass ihre „Seinsordnung zugleich eine allgemeinverbindliche Werteordnung darstellt, der sich der Mensch unterwerfen muss“ (Schultz 1999, 190). Doch „die Natur ‚an sich‘ wertet nicht, ist bedeutungslos, (...) im wörtlichen Sinne sinnlos“; sie gibt mithin keine Handlungsanweisungen und Werte zeigt sie nur demjenigen, der die Natur zuvor mit solchen aufgeladen hat (ebd.).

Der Nutzen eines autonomen, moralischen (Umwelt-)Bewusstseins liegt nun auf der Hand: Zum einen hält es die Menschen aus *eigenem* Antrieb in den gesellschaftlichen Bahnen, die durch die herrschenden politischen und ökonomischen Interessen gesetzt sind. Zum anderen erleichtert es den beabsichtigten gesellschaftlichen Strukturwandel, der, in diesem Punkt herrscht politisch wie wissenschaftlich überraschend Einmütigkeit, notwendig mit Unsicherheiten und Härten verbunden sein wird (vgl. Fues 2001). Für die privaten Haushalte, also die Mehrzahl der Menschen, erwachsen durch Nachhaltige Entwicklung zu allererst einmal höhere Kosten. Die ökologische Modernisierung der Unternehmen, ob Landwirtschaft, Industrie oder Dienstleistung, kostet Mehraufwand (z. B. neue ressourcensparende Techniken), die in letzter Instanz der Endkonsument tragen wird. „Öko-Steuern“ kommen hinzu. Da aber das Einkommen des „Endkonsumenten“ nicht entsprechend wachsen wird, muß er auf den Konsum von Gütern, möglicherweise besonders von „ökologischen“ Gütern, verzichten, seinen Lebensstandard (z. B. Wohnungsgröße, Mobilität) senken. Es ist kein Geheimnis, dass hiervon einkommensschwache Haushalte besonders betroffen sein werden. Da liegt es nahe, Lebensqualität nicht mehr rein materiell, sondern vor allem in ‚postmodernen‘ Werten zu messen – in ‚Genügsamkeit‘, auf neudeutsch „Suffizienz“, den (ideellen) Lohn zu sehen: „Suffizienz ist ein schönes Schlagwort, um die Organisierung von Armut euphemistisch zu umschreiben (...).

Diejenigen, die im Rahmen der Deregulierungs- und Flexibilisierungsstrategien aus den verschlankten und effektivierten Wirtschaftsbereichen ausgespuckt werden, die auch nicht mehr mit der sozialen Absicherung durch den Staat rechnen können, dürfen sich mit Suffizienzproduktion und Nachbarschaftshilfe über Wasser halten.“ (Eblinghaus 1997, 61)

4.2 Wissenschaft – zukunftsfähig durch ein „neues Denken“?

Neben der Produktion neuer gesellschaftlicher Leit- und Weltbilder für den ökologischen Umbau hat die inner- und außerwissenschaftliche Diskussion um die normativen Gehalte des Konzepts ein weiteres neues Arbeits- und Forschungsfeld für die Wissenschaft eröffnet. Wissenschaft, so heißt es immer wieder, sei zwar ein wichtiger (wenn nicht *der* entscheidende) Teil der Problemlösung, auf der anderen Seite müsse aber auch kritisch geprüft und hinterfragt werden, in welchem Maße die Wissenschaft selbst an der Entstehung der Probleme beteiligt, folglich also *selbst ein Teil des Problems* sei (vgl. Weizsäcker 1990, 243). Aus diesem Grund taucht im Zusammenhang mit der Debatte um Sustainable Development immer wieder die Forderung nach einer grundlegenden inhaltlichen Reform des traditionellen Wissenschaftsverständnisses auf, welches auch die Naturwissenschaften und ihr experimentell-analytisches Vorgehen zu betreffen hat. Ein neues Selbstverständnis bzw. ein *neues wissenschaftliches Denken* sollen demnach nicht nur zentraler Bestandteil eines neuen, ‚ausgewogenen‘ Mensch-Natur-Verhältnisses sein; auch gesellschaftliche Fragen sollen in Zukunft stärker berücksichtigt werden, um vor allem auch von Seiten der Naturwissenschaft nicht mehr nur Auskunft darüber zu geben, was ist, sondern auch, was sein *soll*, was ‚der‘ Mensch in einer „nachhaltigen“ Gesellschaft also zu tun oder zu lassen hat.

Während die durch widersprüchliche Interessen ausgelösten Diskussionen beispielsweise die Arbeit von Agenda-21-Gruppen auf der lokalen Ebene äußerst schwierig gestalten, werden sie in anderen, meist akademisch geprägten Kreisen als notwendiger und unumgänglicher Schritt auf dem Weg in die richtige Richtung verstanden. „*Nachhaltige Entwicklung* (...) ist in erster Linie ein normativ-politisches Konzept. Dieses zu konkretisieren und konsensfähig zu machen, bedarf es eines gesamtgesellschaftlichen Entwicklungs-, Diskussions- und Planungsprozesses. (...) Es geht schließlich darum, Entwicklungspfade aufzuzeigen, die den umweltbezogenen, sozialen und wirtschaftlichen Anforderungen in gleicher Weise gerecht werden. Dies erfordert problemorientierte, interdisziplinäre, mindestens multidisziplinäre Ansätze in der Forschung sowie eine Verbesserung der Kommunikation und der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, EntscheidungsträgerInnen und Öffentlichkeit und nicht zuletzt WissenschaftlerInnen mit einem stärkeren Bewusstsein für Umwelt- und Entwicklungsfragen.“ (Neitzke 1997, 306) Entsprechend dieser neuen Anforderungen sucht beispielsweise das Interdisziplinäre Zentrum für Nachhaltige Entwicklung (IZNE) an der Universität Göttingen im Rahmen einer Gesprächs- und Vortragsreihe seit einiger Zeit nach „neuen wissenschaftlichen Paradigmen“. In der Selbstdarstellung des Zentrums heißt es: „Auf der ‚Konferenz für

Umwelt und Entwicklung‘ der Vereinten Nationen in Rio 1992 haben sich 178 Staaten verpflichtet, ihre Politik am Leitbild Nachhaltige Entwicklung auszurichten. (...) Die seither erfolgende konkrete Umsetzung dieses Leitbilds in Konventionen, Gesetzen und Programmen auf verschiedenen Ebenen (...) bedingt erheblichen Forschungs- und Ausbildungsbedarf, der nur in Zusammenarbeit von gesellschafts- und naturwissenschaftlichen Disziplinen gedeckt werden kann. Das in Gründung befindliche Interdisziplinäre Zentrum für Nachhaltige Entwicklung ist als organisatorische Antwort der Universität Göttingen auf diese neue Herausforderung konzipiert.“ (aus der Selbstdarstellung des IZNE)

Erforderlich sei eine Suche nach „neuen wissenschaftlichen Perspektiven“ und Denkmustern, so das IZNE, weil „man nicht mit den gleichen Denkmustern, die für die Entstehung bestimmter Problemlagen verantwortlich sind, eben diese Probleme auch lösen könne“ (aus der Vortragsankündigung des IZNE, Oktober 2000). Der von der Wissenschaft zu begleitende gesellschaftliche Diskussionsprozess über die aus dem Leitbild abzuleitenden konkreten Ziele wird folglich auch hier mit einer grundlegenderen Kritik am wissenschaftlichen Forschen und Arbeiten verbunden: „Wissenschaft kann nur dann zu einer Lösung der Umweltprobleme beitragen, wenn sie auch darüber reflektiert, inwieweit sie selbst für die Verursachung gesellschaftlich-ökologischer Krisen mitverantwortlich ist.“ So tendiere ein „zweckrationales, eher isolierend-mechanistisches Paradigma“ dazu, „soziale Naturverhältnisse auf ökonomisch ausbeutbare Funktionszusammenhänge zu reduzieren.“ (ebd.)

Richtig ist, dass das mathematisch formulierte Wissen, das die neuzeitlichen Naturwissenschaften hervorbringen, Produkt und Werkzeug eines unzweifelhaft mechanistischen Denkens ist. Experimentelle Forschung objektiviert Natur als (mehr oder weniger komplexes) Kausalgefüge. Sie präpariert natürliche Wirkungsmechanismen, die geradezu darauf zu warten scheinen, vom Erkenntnissubjekt gezielt in Dienst genommen zu werden, sei es nun mit oder ohne hochtönendes Verantwortungsbewusstsein. „Das Tatsachen-Wissen, das auf diese Weise produziert wird, ist deswegen nicht das unschuldige Opfer seiner jeweiligen (gesellschaftlichen) Indienstnahme zu angeblich ‚guten‘ oder ‚bösen‘ Zwecken, die ihm völlig äußerlich wären. Es erweist sich vielmehr als ‚anwendbar‘, weil es durch und durch instrumentell verfaßt ist.“ (Hesse 1985, 18) Das mechanistische Denken, das seit seiner systematischen Begründung durch Descartes oder Newton im Laufe der Jahrhunderte immer wieder scharfen Angriffen und Kritik ausgesetzt war, ist sinnvoll jedoch nur als Teil einer *bestimmten gesellschaftlichen Praxis* zu begreifen und zu kritisieren, die es hervorgebracht, begünstigt und gefördert hat: „Praxis muß nicht durch Bezug auf Ideen erklärt werden, sondern im Gegenteil muß die Bildung von Ideen durch Bezug auf die materielle Praxis erklärt werden.“ (Hessen 1973, 265) Eines der Standardwerke des mechanistischen Denkens, Newtons *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica* (Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie, 1687), in der die Grundprinzipien der theoretischen Mechanik dargelegt werden, läßt sich in seiner ganzen Tragweite, die ihm für die Entwicklung der abendländischen Neuzeit zukommt, daher auch

nur dann verstehen, wenn die sozialen und ökonomischen Verhältnisse seiner Entstehungszeit mit berücksichtigt werden. Nicht allein Genie und Kreativität, also rein persönliche und geistige Fähigkeiten waren es, die Newton zu seinen Ideen und Theorien inspiriert haben; wie Hessen (1973) in seiner Analyse des Werkes zeigen kann, wurde der physikalische Inhalt durch die Aufgaben bzw. praktischen Problemen seiner Epoche beeinflusst, Problemen also, die durch die an die Macht kommende bürgerliche Klasse zur Lösung gestellt wurden.

In der *aktuellen* Kritik am „isolierend-mechanistischen Denken“ spielt die dazugehörige gesellschaftliche Praxis jedoch nur eine nebensächliche oder untergeordnete Rolle. Zwar wird durchaus zugegeben, dass die globalen Umweltprobleme *auch* durch eine „zerstörerische Nutzung natürlicher Ressourcen“, die „kapitalistische Wirtschaftsweise“ und die „Lebenskultur reicher Industrieländer“ verursacht werden, doch sind sie nur ein *Teil* des Problems: „Die vorherrschende Wissenschaftspraxis ist daran auch beteiligt.“ (aus der Vortragsankündigung des IZNE, Oktober 2000). Welche Zusammenhänge nun konkret zwischen gesellschaftlicher Praxis, Umweltzerstörung und Wissenschaft bestehen, wird nicht geklärt und steht auch überhaupt nicht zur Debatte. Zur Lösung der Probleme soll vielmehr ein *neues wissenschaftliches Denken* beitragen, welches letztlich natürlich auch auf die Praxis wirken und diese nachhaltig verändern soll. Ausgehend von der These der „Verflochtenheit von Mensch, Gesellschaft, Kultur, Ökonomie und Natur“ (ebd.) soll dieses Denken nicht mehr „zerlegend“ und „linear“, sondern „ganzheitlich“ und „synthetisch“ sein. Des weiteren erfordere die Komplexität der anstehenden Probleme ebenso komplexe wie vielfältige Erklärungs- und Lösungsansätze: „Interdisziplinarität“, „pluralistische Erkenntnismethoden“ und eine „Suche nach verschiedenartigen Zugängen zur Wirklichkeit“ (IZNE) sollen dem als komplex bezeichneten Untersuchungsgegenstand angemessener sein als das moderne „eindimensionale“ Denken.

Wie es scheint, wirkt das von der Politik als normatives Leitbild verfasste Konzept der Nachhaltigen Entwicklung zumindest nachhaltig auf die Wissenschaft selbst: Aus der vermeintlichen ‚Einsicht‘⁸ in die Vielschichtigkeit der Welt und die komplexe Beschaffenheit der gesellschaftlichen Probleme wird zunächst eine Mangelhaftigkeit des bisher gültigen, modernen wissenschaftlichen Denkens abgeleitet. Dieses sei aufgrund seines linearen, ‚zerlegenden‘ und instrumentellen Charakters nicht nur für die existierenden Probleme mitverantwortlich, es soll auch nicht in der Lage sein, jene komplexe Wirklichkeit zu erfassen. Erforderlich sei daher ein neues, der komplexen Struktur der Welt angemessenes Denken, das auch vom bisher gültigen Objektivitätsanspruch Abstand nimmt. Dies aber beinhaltet nicht nur die Behauptung, dass es unendlich viele, nämlich individuelle Zugänge zur Wirklichkeit gibt (wobei grundsätzlich alle Zugangsweisen als gleichwertig anerkannt werden müssen), sondern auch, dass das Denken, das Erklärungen und Kritik *prinzipiell* unvollständig sein müssen.

Auswirkungen dieses neuen Wissenschaftsverständnisses sind (nicht nur) auf Diskussionsveranstaltungen zum Thema Nachhaltigkeit zu beobachten: „Statt ständig ge-

schärfter analytischer Instrumente werden nur noch theoretische Versatzstücke ohne jeglichen Zusammenhang feilgeboten. In vielen Veranstaltungen ist zu beobachten, dass die Vortragenden zu Beginn vom ‚Scheitern der Theorien‘ sprechen, um dann im weiteren Verlauf deren Schlüsselbegriffe (...) heranzuziehen.“ (Stock 1998, 5) Man gibt sich postmodern auf- und abgeklärt, verweist auf den einseitigen und ideologischen Charakter früherer Theorien und Ansätze und vergisst dabei, dass man nach wie vor theoretisch argumentiert und eine bestimmte Weltsicht präsentiert, nur dass dies heute nur noch implizit mitgedacht anstatt offengelegt wird.

Wie Eagleton (1997) zeigen kann, enthält jenes postmoderne Denken nicht nur eine Vielzahl interner Widersprüche und Ambivalenzen; es bringt darüber hinaus, und dies lässt sich anhand der in diesem Artikel dargestellten Neuformulierung der Mensch-Natur-Thematik im Rahmen des Nachhaltigkeitskonzepts zeigen, spezifische Konsequenzen für den (wissenschaftlichen) Umgang mit (Ideologie-)Kritik mit sich. Denn wieso soll man sich noch mit den Widersprüchen und Wirkungen der kapitalistischen Produktionsweise oder gar einer Kritik daran auseinandersetzen, „wenn man viel überzeugender argumentieren kann, daß jeglicher soziale Diskurs verblendet und unbestimmt ist, daß unentscheidbar ist, was das ‚Wirkliche‘ ist, daß alle Aktivitäten, die über einen zaghaften Reformismus hinausgehen, Gefahr laufen, außer Kontrolle zu geraten, daß es, davon abgesehen, überhaupt keine Subjekte gibt, die hinreichend kohärent sind, um solche Aktivitäten durchzuführen, daß darüber hinaus gar kein totales System existiert, das es zu ändern gälte, (...) und daß die Welt gar keinen bestimmten Zustand hat, vorausgesetzt, daß man genug über sie wissen kann, um wenigstens dies zu behaupten.“ (ebd., 37) Nicht nur, dass das postmoderne Denken damit seinen Gegnern, sondern auch sich selbst den argumentativen Boden entzieht; es nimmt seine eigenen Setzungen, z. B. dass man nichts über diese Welt wirklich wissen könne, keineswegs selbst so ernst, dass es in (logisch eigentlich notwendiges) ewiges Schweigen verfällt: „Sie [die Postmoderne] strotzt nur so von universalen Vorschriften – Hybridität ist der Reinheit vorzuziehen, Pluralität der Singularität, Differenz der Selbstidentität – und verurteilt gleichzeitig einen derartigen Universalismus als repressives Erbe der Aufklärung. Wie jede Form von erkenntnistheoretischem Antirealismus leugnet sie ständig die Möglichkeit, die Welt so beschreiben zu können wie sie ist, und tut doch genau dies.“ (ebd., 38) Bei der ‚Beschreibung‘ dessen, was ist, reflektiert das postmoderne Denken durchaus jene gesellschaftlichen ‚Grundlagen‘, welche es ‚hervorgebracht‘ haben, denn der „Kapitalismus ist die pluralistischste Gesellschaftsordnung, die es in der Geschichte gegeben hat, pausenlos überschreitet er Grenzen und baut Widerstände ab, wirft verschiedene Lebensformen zusammen und übersteigt andauernd jedes Maß.“ (ebd., 176) In diesen ‚Beschreibungen‘ greift die Postmoderne jedoch nicht nur etwas von der materiellen Logik des Kapitalismus auf, sie wendet zudem das, was tagtäglich erfahren werden kann, *positiv*; d. h. das was *ist*, ist damit auch das, was sein *soll*: „Die Postmoderne glaubt, daß wir, politisch gesehen, Differenz, Pluralität und unsere vielfältigen, buntscheckigen Kulturen begrüßen sollten; in gewisser Weise läßt sich damit,

in einer nicht genauer bestimmbar Welt, eine ‚ontologische‘ Grundlage erkennen. Diese Ontologie bietet eine Fundierung unserer Ethik oder Politik, indem sie vorschlägt, dem Zustand der Welt entsprechend zu leben, aber dies ist ein ethischer Imperativ, der selbst nicht begründet werden kann.“ (ebd., 43-44)

4.3 Fazit 2: Leitbilder für einen ökologisch modernisierten Menschen

Was aber bedeutet dies alles für den wissenschaftlichen Umgang mit dem Konzept Sustainable Development?

Ausgangspunkt der hier angestellten Betrachtungen war die These, dass es sich bei Nachhaltiger Entwicklung keineswegs um ein inhaltlich offenes und verhandelbares Konzept handelt, sondern um ein politisches Programm, welches von Anfang an nicht nur eine bestimmte, auf die Sicherung und den Ausbau des herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zielende Sichtweise der Probleme präsentiert, sondern auch entsprechende Lösungsstrategien vorschlägt. Eine kritische Analyse dieser Grundannahmen und wesentlichen Elemente, aber auch der Nichtthematisierungen und Widersprüchlichkeiten, sucht man in den wissenschaftlichen Arbeiten, Diskussionsveranstaltungen und Konferenzen zum Thema „Nachhaltigkeit“ jedoch vergebens. Damit aber übernehmen weite Teile der Wissenschaft nicht nur „falsche Evidenzen“ (Belina 2000, 20) über die gesellschaftliche Wirklichkeit; indem diese falschen Evidenzen die Interessen der Herrschenden, d. h. die Interessen der Staaten und des Kapitals legitimieren sollen, wird Wissenschaft zum Ideologieproduzenten und liefert die Legitimation zu einem politischen Vorhaben, das sich nicht „um ‚reale Problemlösungen‘ bemüht“, sondern, „in dem es *vornehmlich* um Machtverteilung geht, in dem Herrschaftsverhältnisse neu organisiert und modernisiert werden“ (Eblinghaus/Stickler 1996, 161, Hervorhebung im Original).

Ziel dieses Aufsatzes war, nicht nur auf die impliziten Grundannahmen und Elemente des Konzepts Sustainable Development hinzuweisen, sondern auch jene Ideologien aufzudecken und zu kritisieren, die den Diskurs um Nachhaltige Entwicklung strukturieren und die möglichen konkreten politischen, wissenschaftlichen etc. Maßnahmen vorgeben. Den Antrieb, eine ideologiekritische Analyse durchzuführen, bildete dabei die Auffassung, dass *vor* einer sinnvollen, d. h. einer an den tatsächlichen Ursachen ansetzenden Veränderung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse eine Erklärung und Kritik jener Verhältnisse geleistet werden muß; eine Überzeugung, die gerade von Seiten der Postmoderne als vermessen, ja als unmöglich angesehen werden muß (vgl. Eagleton 1997, 47f). Wenn aber Kritik an den herrschenden Verhältnissen nicht mehr möglich sein soll, bzw. wenn, dann konstruktiv geübt werden muß, weil das, was ist, als erstrebenswert angesehen wird – was für Aussagen über die Gesellschaft und das Verhältnis des Menschen zur Natur können dann von Seiten einer ‚postmodernen Wissenschaft‘ noch erwartet werden? Wohl kaum aufklärende Urteile, sondern normativ-ethische Diskussionen darüber, was die Menschheit, dies Subjekt ohne Ort, tun und lassen soll und moralische Weltbilder, die dem kapitalistischen Umgang mit Natur einen ‚höheren Sinn‘ geben.

5 Abschließendes

Wenn wir also bereits in der ‚besten aller Welten‘ und in der ‚besten aller Gesellschaften‘ leben, dann heißt es, „dem Zustand der Welt entsprechend zu leben“ (Eagleton 1997, 44) oder anders ausgedrückt: sich mit den herrschenden Verhältnissen zu arrangieren oder unterzugehen. Dementsprechend ist es nur konsequent, wenn sich die wissenschaftliche Bearbeitung des Konzepts der Nachhaltigen Entwicklung auf der einen Seite auf Reparatur und Nachbesserung konzentriert, folglich technokratischen Steuerungsoptimismus verbreitet, sowie auf der anderen Seite Sinn stiftende ‚Orientierungshilfen‘ für das Zurechtkommen in einem ökologisch modernisierten Kapitalismus bereitstellt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hauff 1987 und Wuppertal Institut 1996.
- 2 Da es im folgenden nicht nur um den geographischen, sondern um den *wissenschaftlichen* Umgang mit dem Konzept der Nachhaltigen Entwicklung gehen wird, verwenden wir, wenn nicht anders angegeben, den allgemeinen Begriff ‚Wissenschaft‘.
- 3 „Für Naturwissenschaftler und Ingenieure läßt sich aus dem Zielsystem ‚Sustainability = Zukunftsfähigkeit‘ folgende interdisziplinär zu behandelnde Aufgabe formulieren: Wie kann Technik human-, sozial-, umwelt- und zukunftsverträglich gestaltet werden?“ (Jischa 1997, 314-315)
- 4 Ausgehend von der realen Existenz jenes ‚Naturganzen‘ aber kann die Allgemeine Systemtheorie auch zur Legitimation der entgegengesetzten politisch-ideologischen Position herangezogen werden: So werden eher konservativ und fortschrittskritisch eingestellte Vertreter den Ergebnissen der Systemforschung, d. h. der (vermeintlichen) Einsicht in die selbstregulativen Kräfte bzw. das empfindliche Gleichgewicht (vieler) natürlicher Systeme, die Forderungen nach Unterordnung bzw. Anpassung des menschlichen Handelns an jene selbststeuernden Gesetze der Natur entnehmen.
- 5 Marx kritisiert mit diesem Bild den Kapitalisten, den nur die Profitrate, die *Form* des Mehrwerts, interessiere, aber nicht deren Zustandekommen: „Was den einzelnen Kapitalisten angeht, so ist klar, daß das, was ihn interessiert, das Verhältnis des Mehrwerts oder des Wertüberschusses, wozu er seine Waren verkauft, zu dem für die Produktion der Ware vorgeschobnen Gesamtkapital ist; während ihn das bestimmte Verhältnis dieses Überschusses zu, und sein innerer Zusammenhang mit den besondern Bestandteilen des Kapitals nicht nur nicht interessiert, sondern es sein Interesse ist, sich blauen Dunst über dies bestimmte Verhältnis und diesen inneren Zusammenhang vorzublasen.“ (MEW 25, 53)
- 6 Ein Wortungetüm, das einerseits zum Ausdruck bringt, dass jeder Kieselstein und jede Pflanze offenbar nur in der ‚rohen Sprache des Geldes‘ gilt, also als quasi mehrwertschwangeres Ding betrachtet wird; andererseits ein weiteres Beispiel für den „blauen Dunst“, für die Vernebelung des durch das Kapital bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisses, weil begriffslos alles zu „Kapital“ wird.

- 7 Und dies nicht nur, weil von „Stabilität“, vor allem im Zusammenhang mit der Anzahl der in einem Ökosystem vorhandenen Arten, in der Ökologie heute keine Rede mehr ist. „Nachdem sie [die Diversitäts-Stabilitäts-Theorie] über lange Zeit hin bei der Mehrheit der Ökologen für nahezu selbstverständlich gegolten hatte, begann sich etwa seit Mitte/Ende der sechziger Jahre diese Diversitäts-Stabilitäts-Theorie gewissermaßen aufzulösen, und zwar vor allem deshalb, weil deutlich wurde, daß unter ‚Stabilität‘ völlig verschiedene, sich z. T. ausschließende Phänomene zusammengefaßt worden waren. (...) Heute jedenfalls kann die Theorie als widerlegt gelten.“ (Trepl 1983, 18) Zu einer ausführlicheren, nicht nur auf ökologisch-naturwissenschaftliche Fragen beschränkten Diskussion des Stabilitätsproblems vgl. Hampicke 1977.
- 8 Genaugenommen handelt es sich um eine Behauptung und eine vorweggenommene Bestimmung des erst noch zu untersuchenden Gegenstandes.

Literatur

- Bartels, D. 1969: Der Harmoniebegriff in der Geographie. In: Die Erde 2-4. S. 124-137.
- Belina, B. 2000: Kriminelle Räume. Funktion und ideologische Legitimierung von Betretungsverboten. (= Urbs et Regio 71) Kassel.
- Bergmann, E. et al. 1996: Nachhaltige Stadtentwicklung. Herausforderungen an einen ressourcenschonenden und umweltverträglichen Städtebau. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 2/3. S. 71-97.
- BUKO 1996: Technokratenmärchen. Fit, schlank und mit gutem Gewissen ins 21. Jahrhundert. In: H. Eblinghaus, A. Stickler (Hg.): Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt a. Main. S. 207-219.
- Conrad, J. 1993: Sustainable Development. Bedeutung und Instrumentalisierung, Voraussetzungen und Umsetzbarkeit. In: M. Massarat (Hg.): Die Dritte Welt und Wir, Bilanz und Perspektiven für Wissenschaft und Praxis. Freiburg. S. 112-138.
- Coy, M. 1998: Sozialgeographische Analyse raumbezogener nachhaltiger Zukunftsplanung. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 51. Deutscher Geographentag Bonn, Bd.2. Wiesbaden. S. 56-66.
- Daly, H. E. 2000: Önwirtschaftliches. In: Politische Ökologie 66. S. 15-19.
- Eagleton, T. 1997: Die Illusionen der Postmoderne. Ein Essay. Stuttgart.
- Eblinghaus, H., A. Stickler (Hg.) 1996: Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt a. Main.
- Eblinghaus, H. 1997: Grüne Tünche für den Standort. In: Schwertfisch (Hg.): Zeitgeist mit Gräten: politische Perspektiven zwischen Ökologie und Autonomie. Bremen. S. 50-64.
- Eden, S. 2000: Environmental issue: sustainable progress? In: Progress in Human Geography 24/1. S. 111-118.
- Fränzle, O. 1998: Einleitung zur Sitzung „Ressourcen und Tragfähigkeit“. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 51. Deutscher Geographentag Bonn, Bd.2. Wiesbaden. S. 87-89.

- Frieling, H.-D. v., E. Gelinsky 1998: Nachhaltige Stadtentwicklung. Pro und Contra ökologische Modernisierung? In: Praxis Geographie 28/12. S. 31-35.
- Fues, T. 2001: Nachhaltigkeitsindikatoren für Nord-Süd-Beziehungen. In: Relaciones. Verband Entwicklungspolitik Niedersachsen e.V., Nr. 1, 10. Jhg. S. 4-5.
- Gamm, G. 1985: Simulierte Natur. Zur Kritik der ökologischen Vernunft. In: Konkursbuch 14. S. 47-74.
- Hampicke, U. 1977: Landwirtschaft und Umwelt. Dissertation TU Berlin.
- Hard, G. 1989: Das schöne Ganze der Ökopädagogen und Ökoethiker. In: E. Franke, B. Mokrosch (Hg.): Werterziehung und Entwicklung. (= Schriften des Fachbereichs Erziehungs- und Kulturwissenschaften 11) Osnabrück. S. 195-208.
- Harvey, D. 1996: Justice, Nature and the Geography of Difference. Oxford.
- Hasse, J., S. Malecek 2000: Postmodernismus und Poststrukturalismus in der Geographie. Einleitung zum Themenheft. In: Geographica Helvetica 55/2. S. 103-107.
- Hassenpflug, D. 1975: Umwelt zu Marktpreisen? Eine Kritik am Umweltgutachten 1974. In: Das Argument 93. S. 769-793.
- Hauff, V. (Hg.) 1987: Unsere gemeinsame Zukunft. Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven.
- Hesse, H. 1985: „... wissen, wie die Natur es macht ...“ Zu Gerüchten, die Überwindung des mechanistischen Denkens betreffend. In: Konkursbuch 14. S. 14-25.
- Hessen, B. 1973: Die sozialen und ökonomischen Wurzeln von Newtons ‚Principia‘. In: P. Weingart (Hg.): Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt a. Main. S. 262-325.
- IZNE: <http://www.gwdg.de/~izne/hompage/info.html>.
- Jischa, M. F. 1997: Technikbewertung – Instrumentalisierung des Leitbildes Nachhaltige Entwicklung. In: Agenda 21 für Niedersachsen. Stand und Perspektiven einer Nachhaltigen Entwicklung auf Regionaler Ebene. (= Loccumer Protokolle 24/97) Loccum. S. 314-322.
- Jüdes, U. 1997: Nachhaltige Sprachverwirrung. Auf der Suche nach einer Theorie des Sustainable Development. In: Politische Ökologie 52. S. 26-29.
- Keil, T. 1999: Ressourcenbeschränkung und Wirtschaftswachstum – theoretische Konzepte einer nachhaltigen Entwicklung. (= Hochschulschriften 57) Marburg.
- Klink, H.-J. 1995: Ökologie und Umwelt. Physische Geographie in einer veränderten Rolle. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 49. Deutscher Geographentag Bochum, Bd.2. Wiesbaden. S. 11-13.
- Köck, H. 1997: Raumverhaltenskompetenz in der Kritik und die Frage nach möglichen Leitzielalternativen. In: F. Frank (Hg.): Die Geographiedidaktik ist tot, es lebe die Geographiedidaktik. (= Münchner Studien zur Didaktik der Geographie 8) München. S. 17-39.
- Luks, F., F. Hinterberger 2000: Die Herausforderung bleibt. Welchem Wachstum gehört die Zukunft? In: Politische Ökologie 66. S. 9-10.

- Malunat, B. M. 1994: Die Umweltpolitik der Bundesrepublik Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Das Parlament, B 49. S. 3-12.
- Marx, K. 1983: Das Kapital. Bd. 3. (= MEW 25) Berlin. [zuerst 1894]
- Messner, F. 1993: Das Konzept der nachhaltigen Entwicklung im Dilemma internationaler Regimebildung. In: Peripherie 51/52. S. 38-57.
- Meurer, M. 1998: Physiogeographische Analyse raumbezogener nachhaltiger Zukunftsplanung. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 51. Deutscher Geographentag Bonn, Bd.2. Wiesbaden. S. 67-78.
- Neitzke, H.-P. 1997: Herausforderungen nachhaltiger Entwicklung für den Regional- und Praxisbezug wissenschaftlichen Arbeitens. In: Agenda 21 für Niedersachsen. Stand und Perspektiven einer Nachhaltigen Entwicklung auf Regionaler Ebene. (= Loccumer Protokolle 24/97) Loccum. S. 306-313.
- Schultz, H.-D. 1999: „Inwertsetzung“, „Bewahrung“ oder „erdgerechtes Verhalten“? Zur Leitbilddiskussion in der Geographiedidaktik. In: W. D. Schmidt-Wulffen, W. Schramke (Hg.): Zukunftsfähiger Erdkundeunterricht. Gotha. S. 181-192.
- Stark, S. 1997: Ende der Bewegungslosigkeit. Agenda 21 im Spannungsfeld widerstreitender Handlungsrichtungen. In: Politische Ökologie 52. S. 34-37.
- Stock, C. 1998: Totaler Theorieverzicht? Bilanz der entwicklungstheoretischen und -politischen Diskussion der 90er Jahre. In: iz3w, Sonderheft Januar 1998. S. 4-7.
- Trepl, L. 1983: Ökologie – eine grüne Leitwissenschaft? Über Grenzen und Perspektiven einer modischen Disziplin. In: Kursbuch 74. S. 6-27.
- Trepl, L. 1985: Natur im Griff. Landschaft als Öko-Paradies. In: W. Hammann, T. Kluge (Hg.): In Zukunft. Berichte über den Wandel des Fortschritts. Reinbek, S. 165-182.
- Trepl, L. 1994: Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Weinheim.
- Umweltgutachten 1974. Bundestagsdrucksache BT 7/2802.
- Weizsäcker, E. U. von 1990: Erdpolitik. Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum Jahrhundert der Umwelt. Darmstadt.
- Wicke, L. 1991: Umweltökonomie – eine praxisorientierte Einführung. München.
- Wiesmann, U. 1998: Konzeptionelle Begründung zur human- und physiogeographischen Beteiligung an der Nachhaltigkeitsdebatte. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 51. Deutscher Geographentag Bonn, Bd.2. Wiesbaden. S. 43-55.
- Winiger, M. 1998: Einführung zum Leitthema: „Nachhaltigkeit als Leitbild der Umwelt- und Raumentwicklung in Europa“. In: Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen, 51. Deutscher Geographentag Bonn, Bd.2. Wiesbaden. S. 9-10.
- Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie 1996: Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel.

Der Beitrag von Hans-Dieter von Frieling und Eva Gelinsky wird auch auf der Homepage der geographischen revue (www.geographische-revue.de/forum/index.html) zu lesen sein.

Wir möchten ihn dort einem größeren Leserkreis zur Diskussion stellen.

Heiner Dürr ■

Handreichungen für diskursive Geographien. Zu Benno Werlens Einblicken in die Sozial- geographie

„Alles Erkennen ist aspektgebunden. Gegenüber jeder noch so triftigen Erkenntnis können andere Aspekte ins Spiel gebracht werden, denen sie nicht gerecht geworden ist. Es kennzeichnet alle Realität, daß sie unserem Erkennen offen steht und sich doch einer restlosen Durchdringung entzieht. Wer ihr mit Gewalt eine Verfassung geben will – eine, die sie allein von sich aus hat oder allein von uns erhalten hat –, hält ihrem Widerstand nicht stand.“ (Seel 1999)

In der deutschsprachigen Humangeographie hat Benno Werlen eine Grundsatzdiskussion angeregt wie kein anderer Forscher nach Dietrich Bartels und Gerhard Hard. Sie hatten vor über 30 Jahren, also vor einer Generation, eine mehrteilige Großoffensive begonnen. Dietrich Bartels selbst löste 1968 mit seiner Habilitationsschrift „Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen“ sowie mit dem viel verwendeten Textbuch „Wirtschafts- und Sozialgeographie“ (Bartels [Hg.] 1970) eine grundsätzliche Debatte über den Status der Geographie aus. Kurz darauf gab Gerhard Hard diesen Impulsen mit einem wissenschaftstheoretischen Göschen-Band erneuten Nachdruck (Hard 1973). Und die beiden in ihrer fachlichen Spezialisierung und in ihren Weltansichten so verschiedenen Forscher schlossen dann 1975 mit einem gemeinsamen „Lotsenbuch“ diesen großen Innovationsschub ab (Bartels/Hard 1975).

Eine Generation später erlebte und erlebt die deutschsprachige Geographie eine neue, ähnlich ambitionierte methodologische Großoffensive. Diesmal wird sie von einer Einzelperson getragen. In zwei großen Werken legte Benno Werlen seinen methodologischen Entwurf einer „Handlungstheoretischen Sozialgeographie der Regionalisierungen“ vor. Von dem auf drei Bände angelegten Hauptwerk sind bisher zwei erschienen. Sie sind von den führenden Methodologen unter den deutschsprachigen Geographen sozial-, kaum der naturwissenschaftlichen Richtung ungewöhnlich umfassend kommentiert worden (Meusbürger [Hg.] 1999, Flidner 2001, Vielhaber 2001). An teils scharfer Kritik fehlt es dabei ebenso wenig wie an großer Begeisterung. Aber auch die Kritiker lassen keinen Zweifel, daß Werlens Arbeit weithin sichtbare Meilensteine an verschiedenen Reformwegen errichtet – oder, um die marine Bildsprache des Lotsenbuchs aufzunehmen: Bojen

an Fahrrinnen legt, Leuchttürme an schwierigen Küstenstrichen errichtet.¹ Sogleich haben empirisch arbeitende Nachwuchswissenschaftler Werlens handlungstheoretischen Konstruktivismus als Grundlage sorgfältigster Studien erprobt (Reuber 1999, Freis/Jopp 2001).

Nun legt Benno Werlen nicht den seit langem angekündigten und erhofften dritten Band seines Hauptwerkes vor, sondern eine über 350 Seiten starke „Sozialgeographie“. Er öffnet damit den Fachdiskurs für weitere Zielgruppen: Er versorgt die Studierenden der Geographie in allen Semestern mit einem neuen Orientierungstext, und er stellt eine neue Humangeographie für Forscherinnen und Forscher aus anderen Fächern dar, denen die rote Buchreihe der UTB-Verlagsgruppe als multidisziplinäre Plattform für Informations- und Lehrbücher bekannt ist.

Was Werlen mit diesen ineinander geschachtelten wissenschaftlichen und hochschuldidaktischen Initiativen bewirken könnte, sei hier erneut mit dem viel zitierten Kuhnschen Modell der Wissenschaftsdynamik in Verbindung gebracht (vgl. auch Fliedner 2001, 2). Eine Wissenschaft, die sich in ihrer vorparadigmatischen Phase befindet und dementsprechend eine „unordentliche“ Vielfalt von Weltansichten, Fragestellungen und Erklärungsansätzen zulässt, soll in den Zustand der Normalität überführt werden. Erst ein ontologisch und epistemologisch geschlossener Gesamtentwurf, dann nachfolgende Leuchtturmarbeiten junger Wissenschaftler, dann ein Lehrbuch als Instrument der Diffusion unter den noch jüngeren Kommilitonen: das ist insgesamt ein konsequentes Programm zur Durchsetzung eines neuen, einheitlicheren und „ordentlicheren“ Paradigmas. Aber man weiß aus der kritischen Diskussion über Kuhns Modell ebenso wie aus der eigenen Erfahrung, daß wissenschaftlicher Fortschritt – oder, vorsichtiger, wissenschaftliche Veränderung – so einfach nicht funktioniert. Der überwiegend sehr kritische Tenor der erwähnten Großkommentare zu Werlens Konzeption bedeutet Widerstand, und die Praxis von Forschung und Lehre zeigt, daß die Vielfalt der Forschungsfragen und -ansätze in der Humangeographie auch dort aufrecht erhalten wird, wo Werlens Werk am meisten Wirkung gezeigt hat: in der deutschsprachigen Humangeographie. Da ist eine Fortsetzung der Debatte auf jeden Fall nützlich und notwendig. Die Debatte? Nein, es werden, wenn Werlens Diskussionsimpuls wirksam genutzt werden soll, Debatten sein müssen, Debatten auf verschiedenen wissenschaftslogischen Ebenen, mit entsprechend wechselnden Teilnehmern in unterschiedlichen wissenschaftsorganisatorischen Kontexten. Wer könnte und sollte sich daran beteiligen? Und wie müssten solche Diskurse organisiert werden?

1 Überblick über Inhalt und Tenor des Textes „Sozialgeographie“

Bevor diese Fragen im Abschnitt 1.2 aufgegriffen und in weitere fachwissenschaftliche und forschungssoziologische Zusammenhänge gestellt werden, sollen zunächst der Gesamtaufbau und der methodische Tenor des Studienbuches knapp vorgestellt und kommentiert werden.

1.1 Aufbau und Inhalte des Studienbuches

Die 12 Kapitel des Textes, die jeweils mit einer übersichtlichen Liste von Merkpunkten abgeschlossen werden, repräsentieren drei Denk- und Arbeitsschritte. Werlen beginnt und beschließt das Buch mit zwei je 50seitigen Textteilen, in denen er eigene Auffassungen darstellt, am Anfang seine Sicht auf „Wissenschaft und Alltag“ (Kap. 1 bis 5, S. 7–58), am Ende seine eigene Konzeption von Sozialgeographie sowie der daran geübten Kritik (Kap. 12, S. 305-355).

Am Beginn seines Lehrbuchs bekennt sich Benno Werlen ausdrücklich zur Vielfalt der geographischen Forschung. Wie in anderen humanwissenschaftlichen Fächern gäbe es „auf wissenschaftlicher Ebene auch unterschiedliche Formen, die Disziplin Sozialgeographie zu betreiben.“ (13) Das führt ihn zu der für Anlage und Beurteilung des Buches sehr relevanten Feststellung, es seien „innerhalb einer bestimmten Disziplin und eines bestimmten Forschungsansatzes jeweils bestimmte Standards zu berücksichtigen.“ (15)

Derart eingestimmt, findet der Leser im Hauptteil des Buches kompakte Darstellungen und Diskussionen führender deutscher Sozialgeographen und der von ihnen vertretenen Denkschulen. Sie sind in historischer Reihenfolge angeordnet: Hans Bobek als „Landschaftsforscher“, Wolfgang Hartke als Begründer einer „geographischen Gesellschaftsforschung“, Karl Ruppert und die Münchener Schule („Bedürfnisse und Raum“) sowie Dietrich Bartels, dessen Arbeiten auf „Raumgesetze der Gesellschaft“ ausgerichtet waren. Gerade in dieser ausgeprägten Orientierung an Einzelpersonen spiegelt sich Werlens handlungstheoretisches Weltbild wider; es geht ihm auch hier vor allem um das intentionale, zielgerichtete Geographie-Machen in jeder Bedeutung dieses Begriffs. In den beiden folgenden, ausführlichen Kapiteln, richtet Werlen seinen Blick noch einmal über den deutschen Sprachraum hinaus: auf die Sozialökologie der Chicagoer Schule (Kap. 10) und auf Ansätze der verhaltenstheoretisch untermauerten Perzeptionsgeographie (Kap. 11).

Im abschließenden Kapitel 12 präsentiert Werlen seine spezifische Auffassung jener Geographien, die er zur Kategorie „Sozialgeographie“ zusammenfasst.² Hier erläutert er auch deren Unterteilung, die er sehr konsequent aus seiner *handlungstheoretischen* Grundauffassung ableitet. Es gibt dabei drei Haupttypen mit insgesamt sechs Forschungsbereichen. Zum produktiv-konsumtiven Typ gehören die Geographien der Produktion und die Geographien der Konsumtion. Der normativ-politische Typ ist in die Geographien normativer Aneignung und Geographien politischer Kontrolle unterteilt. Und der informativ-signifikative Typ in die Geographien der Information und die Geographien symbolischer Aneignung. Die – sprachlich nicht einfache – Erläuterung dieser Geographien an Beispiel Forschungen (336-351) und die anschließende Diskussion der Frageansätze (351-353) bieten einen sehr präzisen Überblick über Werlens Sicht auf die moderne Humangeographie. Dieser Abschnitt sei jedem empfohlen, der sich in kurzer Zeit mit diesem einflussreichen Gesamtkonzept einer neuen Human-Politik-Sozial-Wirtschaftsgeographie vertraut machen will.

1.2 Methodische und didaktische Eigenarten des Textes

Vorwiegend durch äußeren Druck in Gang gesetzt, werden an deutschen Universitäten zur Zeit wieder einmal intensivere Überlegungen zur Reform der Hochschullehre angestellt. Internationalisierung, Modularisierung, *distant learning* im Internet, Lernzielorientierung, didaktische Spiralen, Kreditpunkte, Arbeitszeittabellen: das sind einige der Grundsätze und Instrumente, die dabei erprobt oder eingerichtet werden sollen. In Kategorien des Denkens von Anthony Giddens und Benno Werlen gefasst: Chancen für eine entankerte und weltweit vernetzte Hochschullehre tun sich auf, usw. usf.

Vor diesen Hintergrund gestellt, ist Benno Werlens Lehrbuch ganz und gar traditionell – traditionell ausdrücklich im Sinne seiner Dreiphasenlehre der Welt- und Wissenschaftsentwicklung, die er zu Beginn des Buches erläutert. Der Autor des Buches ist der Wissensexperte. Er breitet seine umfassenden Kenntnisse vor dem unwissenden Leser aus, er tritt als Individuum hinter den Text zurück, er spart nicht mit vorsichtig wertenden Aussagen, er deckt dabei den Hintergrund für seine oft dezidierten Urteile kaum einmal auf. Er gibt nicht an, welches Vorwissen er von dem Leser erwartet oder erhofft, und deshalb auch nicht, wie der Leser vorhandenes Wissen oder Erfahrungen mit dem Denkgebäude des Buches in Beziehung setzen könnte. Auch sagt er dem Leser nicht, wo und wie er fehlendes Vorwissen erwerben könnte. Die „Sozialgeographie“ ist ein Informations- und Merkbuch, kein Lernbuch. Zwar fasst Werlen wesentliche Inhalte am Ende der Kapitel in nützlichen Merkpunkten zusammen, und am Ende des Bandes findet sich ein gut 20seitiges Glossar. Beide Hilfen eignen sich wohl für eintrichterndes Lernen, um die Kernaussagen wiederholen bzw. lexikalische Definitionen „aufsagen“ zu können. Aber es gibt keine Anknüpfungsfragen, es gibt keine Hilfen für Ein- und Aufstiege zu anderen Lernstationen und höheren Wissensebenen. Bemerkenswert ist auch, daß das Internet als Informationsquelle so gut wie gar nicht genutzt wird. Ein beeindruckendes Quellenverzeichnis mit an die 250 Titeln und – in Zeiten eines potentiell globalen, entankerten Lehrbetriebs (dazu: de Alba u. a. 2000) – einer Handvoll Internetadressen. Alles in allem bildet der Text die Lehr- und Lernsituation der „großen“ Pflichtvorlesung ab, die unter den „verankerten“, traditionellen und modernen Gesellschaftsstrukturen einen bevorzugten Platz im Lehrrepertoire der Hochschulen hatte und hat. Da gibt es wenig Entankertes, wenig intellektuellen Spielraum, da ist alles fest eingebettet in die sehr übersichtliche, sozial asymmetrische *face-to-face*-Situation der frontalen Wissensvermittlung.

Durchweg setzt Benno Werlen ganz auf die Wirkung des Wortes, und nicht des Bildes oder der Karte. Es gibt keine Landschafts-, Orts- oder Gebäudefotografien. Veranschaulichungen bietet Werlen überwiegend in Form inhaltlich komplexer graphischer und tabellarischer Darstellungen an, die teils aus bewährten Lehrbüchern stammen, teils von Werlen entworfen worden sind. Auf acht Doppelseiten werden mit je einem Foto und einer Kurzbiographie maßgebliche Sozialgeographen vorgestellt (außer den schon genannten deutschen Geographen auch Reclus, Vidal de la Blache, Ratzel, Hettner; Vertreter der an-

gelsächsischen Geographie gibt es nicht, und da das Werk in jeder Hinsicht sehr geographisch ist, bleibt auch Werlens *spiritus rector* Anthony Giddens unanschaulich).

Insgesamt hat Benno Werlen erneut einen sehr anspruchsvollen Text verfasst. Er ist auf ganzer Länge auf eine Erläuterung und Kritik wissenschaftlicher Argumentationsformen in der Sozialgeographie ausgerichtet. Im Mittelpunkt stehen dabei zum einen Fragen der Ontologie, also Fragen danach, welche Aspekte der Wirklichkeit die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausgewählt, wie sie die Welt gesehen haben (wie sie die Welt sehen konnten/wollten/durften). Zum anderen geht es um Aspekte der Epistemologie, also Fragen nach der Art und Weise, wie bestimmte Sachverhalte von Sozialgeographinnen und Sozialgeographen in der Vergangenheit und Gegenwart erklärt und verstehbar gemacht worden sind. Es sind diese beiden Aspekte – und nicht bestimmte Fachinhalte oder Problemlagen –, die einen Forschungsansatz für Benno Werlen interessant machen. Das galt für sein zweibändiges Grundlagenwerk, und es gilt auch für das neue Buch. Entschieden widersteht Werlen auch jetzt der Versuchung, sich auf „spannende“, „politisch relevante“ o. ä. Themen der aktuellen Entwicklung in allen Teilen der Welt zu konzentrieren und die bei ihrer Erforschung entstehenden epistemologischen und methodischen Probleme zu übergehen. Anders gesehen und gesagt: Werlen spricht seine Leser als reflexive Wissenschaftler an, als allgemeine Sozialwissenschaftler, als raumbezogen arbeitende Sozialwissenschaftler³ und – *last but not least!* – als Sozialgeographen. Im Vergleich zu seinem bisherigen Werk vollzieht Werlen mit diesem Text alles in allem einen auffälligen „geographical turn“. Es markiert eine Art Heimkehr in seine Heimatdisziplin. In der marinen Bildsprache des Lotsenbuchs: An die Stelle der mutigen Fahrten über die weiten Meere der Interdisziplinarität treten nun eher kleinere Fahrten in Küstengewässern, stets in Sichtweite der seit langem bewohnten Gestade der Geographie. Es ist, als habe Werlen ein wenig der Mut verlassen.

In ihrer Gesamtheit haben die Inhalte und stilistischen Eigenarten des Textes zur Folge, daß das Lehrbuch nicht zu einem „Selbstläufer“ mit großer Breitenwirkung werden kann. Diese muss, ganz im Sinne jenes *change managements*, für das ich im folgenden Abschnitt votieren werde, zielgerichtet erschlossen und gefördert werden. Im Hinblick auf dafür in Betracht kommende Zielgruppen ist dabei folgendes zu bedenken.

- Werlens geistige „Heimkehr“ in die Geographie eröffnet zum einen Chancen für neue Übungen in „intradisziplinärer Interdisziplinarität“. Aber in diesem Zusammenhang ist auch zu bedenken, daß er die Option einer integrierten Gesamtgeographie, in der Aspekte der Physischen und der Humangeographie verknüpft werden, an keiner Stelle seines Buches argumentativ aufnimmt. Es enthält keine Einladungen an die Vertreter der Physischen Geographie, sich mit den neuen Ideen auseinander zu setzen. Allerdings lädt er sie auch nicht ausdrücklich aus. Daß der Text die Anschlußfähigkeit der Werlenschen Konzepte bei Physischen Geographen erhöht, ist eher zu bezweifeln.
- Andererseits erleichtert die dezidierte Untermauerung der Konzeption durch wissenschaftsmethodologische Bausteine der Sozialwissenschaften den Gedankenaus-

tausch mit den anderen raumbezogenen Fächern. Hier bieten sich vielfältige Möglichkeiten, um die deutsche Geographie auf verschiedenen Ebenen des Wissenschaftssystems anschlussfähiger zu machen.

- Es ist ein Informations- und Textbuch, kein Lehrbuch, und allenfalls in bei einer bestimmten, engen Auffassung von Lernen ein Lernbuch. Es setzt dabei einen mitdenkenden Leser voraus, vertraut auf dessen Geduld, erwartet von ihm wohl auch, selbständig Verbindungslinien zwischen einzelnen Textteilen des Buches herzustellen. Das Buch enthält eine Fülle nützlichen Rohmaterials für den Lernprozess.

Zusammenfassend: Werlens positionsreicher Text mit seinen herausfordernden Auffassungen enthält viel Potential für eine kritische Auseinandersetzung mit traditionelleren und neueren Wissensbeständen der Humangeographie, mit dem Fachwissen der Geographie als Ganzes sowie in den anderen raumbezogenen Wissenschaften.

2 Ein wissenschaftssoziologischer Rahmen der Diskussion

Will man dieses Potential für den Erkenntnisfortschritt nutzen, so bedarf es dafür großer und vielfältiger praktischer Anstrengungen, und es kämen dafür zahlreiche Diskussionsarenen in Betracht. Diese Anstrengungen lohnen sich. Denn nach wie vor gibt es Anlässe für die Feststellung, daß die deutschsprachige Geographie vor zunehmend drängenden Fragen nach ihren spezifischen Aufgaben, ihren besonderen Erkenntnismöglichkeiten steht und, daraus abgeleitet, nach ihrer wissenschaftsorganisatorischen und gesellschaftlichen Stellung.⁴ Das gilt für die beiden ontologischen Auffassungen des Faches Geographie, Raumwissenschaft und/oder Mensch-Umwelt-Wissenschaft zu sein.

Als eine *Raumwissenschaft* verstanden, befindet sich das Fach in zunehmender Konkurrenz mit anderen Sozialwissenschaften. Auf das Suchwort „spatial turn“ antwortet die Internetsuchmaschine „google.de“ Mitte August 2001 mit 87 Resultaten, und deren Durchsicht zeigt zum einen, daß räumliches Denken in vielen kultur-, geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern auf dem Vormarsch ist, zum anderen, daß die deutschsprachige Geographie jedenfalls auf dieser internationalen Informationsplattform so gut wie nicht sichtbar ist. Zugleich ist in der deutschsprachigen Forschung die Zunahme einer raumbezogener Grundlagenforschung höchst auffällig. Insbesondere die Soziologie hat sowohl in ihren grundlegend theoretischen Teildisziplinen (Beck [Hg.] 1998, Löw 2001, Münch 2001, Stichweh 2000, Willke 2001, Becker u.a. 2001, Kap. 1) als auch in ihren anwendungsbezogenen Teilfächern (Sturm 2000) geradezu eine Flut räumlicher Theorieansätze vorgestellt, die das allergrößte Interesse der Geographen verdienen. Es wäre forschungslogisch – im Hinblick auf Theorienbildung über Räumliches – unverständlich, wenn die Geographie diese theoretischen Herausforderungen nicht annehmen und darauf mit aller Sorgfalt reagieren würde. Man kann nur nachdrücklich warnen vor einer „Disziplinierung“ der raumbezogenen Forschung, wie sie etwa in Dietrich Fliedners Bemerkung gegenüber Nicht-Geographen wie Giddens anklingt, diese würden ja „nicht der geogra-

phischen Disziplin angehören und so aus einem ganz anderem [sic! H. D.] Hintergrund argumentieren“ (Fliedner 2001, 22, Fn. 15). Diese Feststellung ist allenfalls in wissenschaftssoziologischer Hinsicht triftig; die einen haben die Geographie und die anderen die Soziologie als Hintergrund. Aber die Herkunft einer wissenschaftlichen Aussage aus einer bestimmten Disziplin allein sagt über die Qualität dieser Aussage noch gar nichts. Fachliche Abgrenzungen werden mehr und mehr in Frage gestellt. Das sei, stellvertretend für viele ähnliche Formulierungen in den zitierten Werken, nur mit zwei Beispielen belegt. Gabriele Sturm votiert in ihrer an der Fakultät für Raumplanung in Dortmund vorgelegten Habilitationsschrift dafür, „in einer zukunftsfähigen Stadt- und Regionalsoziologie die verschiedenen Siedlungsformen, Mobilitätsstrukturen, räumliche Arbeitsteilung oder Natur-Kultur-Verhältnisse als Forschungsfelder hinsichtlich sich verräumlichender gesellschaftlicher Prozesse beizubehalten, eine dieses Spektrum abdeckende Theoriebildung aber gerade am Begriff des Raums anzuknüpfen.“ (Sturm 2000) Und in einer weiteren Habilitationsschrift stellt Gabriele Löw heraus, daß die Raumsoziologie als soziologische Teildisziplin „mikro-, meso- oder makrosoziologisch die Konstitution von Räumen und damit auch die Städte, Regionen und Dörfer untersuchen“ (kann) (Löw 2001, 57; vgl. die Besprechung der Arbeit in dieser Ausgabe der geographischen *revue*, S. 103). Längst sind empirische Studien von Soziologen voll von genau recherchierten und einfühlsam interpretierten Befunden, die diesem raumbezogenen Denken entsprechen; als Beispiel sei hier auf die Studien zum „Southeast Asian Urbanism“ der deutschen Soziologen Hans-Dieter Evers und Rüdiger Korff hingewiesen (Evers/Korff 2000). In ihren theoretischen Ansätzen sind sie vor allem Manuel Castells verpflichtet – der sich bekanntlich unter anderem als Geograph versteht. Schon längst ist die Geographie nicht mehr *die* Raumwissenschaft – wenn sie es denn je gewesen sein sollte. Sie ist *eine* von mehreren Raumwissenschaften, und sie kann von einer Auseinandersetzung mit den dynamischen Initiativen anderer Fächer nur lernen. Daß diese in den Debatten unter den tonangebenden Methodologen der deutschsprachigen Geographie so stiefmütterlich behandelt werden, ist auffällig (und aus meiner Sicht sehr bedenkenswert). Die aktuelle („postmoderne“) Raumwissenschaft ist ein komplexes, multidisziplinäres, buntes, widerspruchreiches Gebilde. Für die Prognose, die Dietrich Fliedner mit hoffnungsgeladenem Unterton formuliert, das „Ende der Postmoderne“ kündige sich an (denn „jede ‚Revolution‘ verliert einmal ihren Schwung“; Fliedner 2001, 22 f.), gibt es nach meiner Einschätzung keine Anzeichen. Man müsste dieses Ende angesichts der hoch interessanten Belebung der Forschung wohl auch eher befürchten als begrüßen.

Geht man von der anderen weithin vertretenen ontologischen Positionierung der Geographie aus und versteht sie als eine *Wissenschaft (der räumlichen Differenzierung) von Mensch-Umwelt-Systemen* (von der Auseinandersetzung von Gesellschaften mit ihren Umwelten, von den Natur-Kultur-Komplexen oder, zeitnahe, von den nachhaltigen Entwicklungen usw.), so nimmt auch hier die Zahl der Geographien ohne Geographen schnell zu. Der theoretisch-konzeptionelle Überblicksartikel, den Bernhard Glaeser für ein Handbuch

zum Global Change verfasst hat, spricht in dieser Hinsicht Bände (Glaeser 2001). Als ein Beispiel für die schnell zunehmende empirische Erforschung von Natur-Gesellschafts-Beziehungen durch VertreterInnen nicht-geographischer Fächer seien die soziologischen Studien über „Diffusion und Globalisierung“ genannt (Becker u. a. 2001), die sich unter anderem mit politischen und gesellschaftlichen Reaktionen auf den weltweiten Klimawandel in national vergleichender Sicht befassen. Zwei „urgeographische“ Konzepte, eine in der Geographie bewährte methodische Vorgehensweise, und – dies vor allem! – so gut wie keine Referenzstudien aus der Geographie! Das sollte jener offenbar schwindenden Gruppe von Geographen erneut zu denken geben, die die Natur-Gesellschafts-Komplexe als Gegenstand der Geographie noch nicht preisgegeben haben.

Erneut in aufdringlicher Bildsprache: Die Humangeographie ist längst zum Teil einer dicht besiedelten Forschungslandschaft „Erdraumforschung“ geworden. Die Bewohner dieser Landschaft, verschiedenen Gruppen, Ethnien und Stämmen angehörend, erheben zum einen gleichzeitige Ansprüche auf bestimmte Teilräume und Orte, und zum anderen stehen sie sich gleichzeitig als Fremde gegenüber, sprechen unterschiedliche Sprachen, können ihre Berührungspunkte kaum überwinden. Das Forschungsgebiet der raumorientierten Wissenschaften, die sich in den Natur-, Geistes-, Kultur-, Sozialwissenschaften ebenso finden wie in der Philosophie, wird mit dieser metaphernschweren Beschreibung angemessen markiert. In ihrer Gesamtheit können diese Fächer geradezu als ein Musterbeispiel für die Vielfalt und Buntheit gleichzeitig existierender Weltansichten stehen, die für manche Beobachter ein wesentliches Kennzeichen postmoderner Gesellschaften sind. Und ihre heute oftmals voneinander gelagerten und gehandhabten Wissensbestände bilden insgesamt einen Pool für interdisziplinäre Forschungsansätze, die mit den genannten Arbeiten erst konzeptionell erschlossen, aber noch längst nicht genutzt sind.

Deshalb erneut: Mehr denn je braucht die deutschsprachige Geographie eine offensive, nachhaltige Zukunftsstrategie. Um deren Notwendigkeit mit geläufigen, nicht zufällig meist englischsprachigen Begriffen auszudrücken: Dazu braucht sie einen anhaltenden fachinternen Diskurs über ihre Aufgaben, ihre Spezialitäten, ihre komparativen Vorteile gegenüber anderen Fächern. Diese Verständigungen sind Teil eines gezielten *change management*, in dem solche Instrumente wie *corporate identity* eingesetzt und ein gemeinsames *institutional learning* (vgl. dazu Antal/Dierkes 2000) organisiert werden müssen. Soll die Wirksamkeit dieser Instrumente nicht dem Zufall überlassen bleiben, müssen *Zielhorizonte und -richtungen* formuliert werden, und die Beteiligten und Betroffenen müssen verbindliche *Zielvereinbarungen* schließen. Dies kann nur effektiv sein, wenn diese Prozesse *partizipativ* organisiert werden; alle beteiligten Akteursgruppen müssen daran nicht nur teilhaben können, sondern sich auch aktiv beteiligen: Studierende aller Semester, Geographielehrer aus der Praxis, Fachdidaktiker, Hochschullehrer mit sozial- und vor allem auch der naturwissenschaftlichen Ausrichtung, Ministerialbeamte und die breite Öffentlichkeit.⁵ Diese Akteure sind derzeit in *flachen Hierarchien* organisiert, und daran dürfte sich in absehbarer Zeit wenig ändern. Es gibt in der Hochschulwissenschaft keine einfa-

chen „Kommandostrukturen“. Was es dort gibt, sind, ganz im Einklang mit aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen in anderen Bereichen, ein zunehmender Differenzierungsgrad individueller und gruppenspezifischer Interessen.⁶ Der erforderliche institutionelle Wandel ist damit nur mittels behutsamer Formen fachtheoretischer, fachdidaktischer und fachpolitischer Diskurse möglich, bei denen alle denkbaren Formen des *facilitating* und der *Moderation* und *Mediation* hilfreich sind.

Hinzu kommt: Das alles wird dringend in einer Situation, in der die Universitätsinstitute zunehmend vor die gleichzeitigen Forderungen nach der Produktion international anerkannter Forschungsbeiträge und nach der Verbesserung der Lehre gestellt werden. Die Zeithaushalte der Forscherdozenten werden also in höchstem Maße beansprucht werden. In dem erforderlichen Maße ließen sie sich nur entlasten, wenn eine gewisse Routinisierung und Standardisierung von Lehrveranstaltungen, über einzelne Dozenten und vielleicht sogar über Institute hinaus, vollzogen wird. Hierzu einige Beiträge zu liefern, ist ein Hauptanliegen des vorliegenden Beitrags.

Eine derart strategisch orientierte, ganzheitliche und mehrteilige Reform wird in der Regel ein Ideal bleiben. Sie ließe sich allenfalls durchführen in Unternehmen der privaten Wirtschaft und auf nicht profitorientierte Organisationen mit einfacher Zielstruktur. Im öffentlichen Sektor und zumal im Hochschulbereich mangelt es bekanntlich an mehreren Grundvoraussetzungen für ein derart konsistentes *change management*. Bezogen auf das „Organisat“ (Fliedner) „deutschsprachige Geographie“ bestünde die wichtigste dieser Voraussetzungen in einem einheitlichen Wollen ihrer Spitzenvertreter zu gemeinsamem fachpolitischen Handeln. Um die dafür erforderlichen Ziele zu bestimmen, wäre eine offensive Auseinandersetzung mit Entwicklungen in anderen, „konkurrenzierenden“ Fächern mehr als nützlich, eine zweite Bedingung. Eine dritte wäre die Bereitschaft *zahlreicher* Geographinnen und Geographen aller Teilfachrichtungen zu selbstkritischer Reflektion und Diskussion über den Stand, die Zukunftsaufgaben und die Forschungsschwerpunkte der von ihnen vertretenen Teildisziplin(en) und des Gesamtfaches Geographie.⁷ Alle drei Voraussetzungen sind nach wie vor nur in Ansätzen verwirklicht.

Vorrangig notwendig erscheint es, alle möglichen Gruppen von Raum- und Umweltwissenschaftlern in immer neuen Diskussionsrunden zu problemorientierten, thematisch konzentrierten Klausurtagungen zusammenzubringen. Deren Themenvielfalt erschließt sich, wenn man mit Benno Werlen an drei Eigenarten jeder im Verbund mit Hochschullehre betriebenen Wissenschaft erinnert. *Erstens*: Wissenschaft spielt sich auf mehreren Ebenen ab. Ohne sich das bei jeder Einzelhandlung klar zu machen, operiert ein Wissenschaftler immer auf verschiedenen Ebenen. An Dietrich Bartels und Benno Werlen anknüpfend, handelt es sich um Aspekte und Ebenen wissenschaftlichen Handelns, die ich hier in der Reihenfolge der Wichtigkeit für Werlens Studienbuch anordne: Wissenschaftsethik; Weltsicht (Ontologie); Epistemologie (Erkenntnis- und Erklärungslogik); Wissenschaftssoziologie; Fachtheorie (einschließlich ihrer Geschichte); methodisch-technische (empirische) Zugänge zur Wirklichkeit; Praxis des wissenschaftlichen Alltagsgeschäfts;

Anwendung von Forschungsergebnissen auf gesellschaftliche Alltags- und Problemlagen; didaktisch-pädagogische Aufbereitung von Stoffen. *Zweitens*: Am Wissenschaftsbetrieb beteiligen sich, mit unterschiedlichem Interesse, verschiedene Akteurguppen. Sie befinden sich innerhalb oder außerhalb eines Faches, stehen diesem näher oder ferner, stehen auf verschiedenen Ausbildungs- und Kenntnisstufen. Soll eine Innovation wirksam werden, so sind alle diese Gruppen aktiv in den Diffusionsprozess einzubinden. Will man also, wie hier empfohlen, Werlens Werk möglichst effektiv für Neuerungen im Fach nutzen, so wird es darum gehen, vielfältige gruppenspezifische Lehr- und Lernsituationen zu schaffen („Diskurse zu organisieren“). *Drittens*: Zu erwarten – jedenfalls aber zu hoffen – ist, daß diese Diskurse um so ergebnisreicher und wirksamer sein können, je konsequenter sie zwei Dinge miteinander verbinden und systematisch aufeinander beziehen: eine fachspezifische Orientierung und eine fachübergreifende wissenschaftslogische Argumentation. Der Blick muss gleichzeitig auf die Stärkung der fachinternen Kohärenz und auf die transdisziplinäre Anschlußfähigkeit gerichtet werden.

3 Hochschullehre als wissenschaftskritischer Diskurs

Ob eine große, kohärente Fachstrategie organisiert werden wird oder nicht: Die soeben skizzierten Perspektiven sind in jedem Falle nützlich, wenn es darum geht, im engen Handlungsrahmen eines Einzelnen oder einer kleinen Forschergruppe kleine und kleinste fachliche und organisatorische Neuerungen praktisch durchzuführen. In den weiteren Ausführungen sollen einige solcher kleinen Teilschritte beschrieben und zur Diskussion gestellt werden. Sie gehen von der Vorstellung aus, daß jede Lehrveranstaltung an der Hochschule als Bestandteil des Fachdiskurses aufgefasst werden kann. Die kommunikative Zusammenkunft von Dozenten und Studierenden in Seminaren und entsprechend gestalteten Vorlesungen ist dann Teil der laufenden Reform. Ein Anlass und Gegenstand entsprechender Diskurse kann die Arbeit mit neuen Text- und Lehrbüchern sein. Wie erläutert, eignet sich Benno Werlens „Sozialgeographie“ dazu in besonderem Maße, weil das Studierbuch (1) größere Wissensbestände in anregender Form bündelt und weil es (2) wegen seiner didaktischen Sprödigkeit eine besondere Herausforderung für die Studierenden und Dozierenden bildet.⁸

Mit diesem Verständnis von alltäglicher Hochschullehre kann Werlens Lernbuchtext als Instrument dienen, um

- grundlegende Techniken wissenschaftlichen Arbeitens am Beispiel des Studierbuches einzuüben und kritisch zu reflektieren;
- wichtige Stationen der Entwicklung des Denkens in der deutschsprachigen Geographie kennenzulernen;
- die Besonderheiten der Darstellungs- und Argumentationsformen raumwissenschaftlicher Arbeit genauer zu erfassen und die Studierenden so auf entsprechende Vergleiche mit anderen Fächern vorzubereiten;

- Benno Werlens Beitrag zur Entwicklung der Humangeographie und zur Geographie als Gesamtfach in seiner Eigenart und seinem Rang einschätzen zu können.

Dies geschieht hier in Form von Aufgaben, die immer wieder darauf abzielen, text-interne Verknüpfungen in Werlens „Sozialgeographie“ herzustellen, seine Aussagen in größere wissenschaftslogische und -theoretische Zusammenhänge zu rücken, inhaltliche und fachliche Verbindungen mit Wissensbeständen anderer, traditioneller und den gegenwärtigen Humangeographien zu schaffen.

Das sind, wenn überhaupt, nur kleine Schritte der Reform. Praktisch orientieren sie sich an hochschuldidaktischen und zeitlichen Anhaltspunkten und Vorgaben, wie sie in aktuellen Diskussionen über die Reform der Hochschullehre erwogen und gefordert werden (Kasten 1). Diese Setzungen laufen darauf hinaus, daß Werlens Fachtext mit insgesamt etwa 60 Lernstunden des Studierenden „belegt“ ist. Davon sind etwa 20 „contact hours“ in Form von Seminaren und Vorlesungen, und 40 Stunden entfallen auf Einzel- und/oder Gruppenaufgaben, mit denen der Text erschlossen werden soll. Werlens Buchtext ist von solcher Qualität, daß er diesen Aufwand rechtfertigt, ja verdient.

3.1 „Close reading“: Einblick in Umgangsweisen mit Wissensbeständen aus früherer Zeit

Zum Stil des folgenden Umgangs mit Werlens Text sowie der daran geknüpften Lehr- und Lernsequenzen ist eine Vorbemerkung am Platze. Dieser Umgang wird recht pedantischer Natur sein, die Kennzeichnung „lehrerhaft“ in seiner pejorativen Alltagsbedeutung ist wohl angebracht. Auch die folgende Begründung für diese Art der Anmerkungen ist ganz und gar „lehrerhaft“: Anfangsunterricht von Studierenden dient immer auch dazu, sie mit geläufigen und akzeptierten Formen der Wissenschaftspraxis vertraut zu machen. Damit ist vor allem gemeint, wie ein Autor in seinen Texten operiert. Wie geht er mit vorhandenen Wissensbeständen um? Wie verknüpft er sie mit eigenen Auffassungen? Aufwendiger formuliert: wie sehen die (Re-)Konstruktionen der Konstruktionen anderer Autoren aus, welchen „Diskursstil“ (Blotevogel) pflegt er?

Das Verfolgen dieser grundlegenden Lernziele ist zum einen Selbstzweck.¹⁰ Wichtiger aber erscheinen sie im Hinblick auf weiter reichende Aspekte und Elemente des Wissenschaftsbetriebs wie Nachprüfbarkeit, Transparenz, Fairness, Kommunizierbarkeit. Einfache Hinweise auf die Existenz solcher Kriterien in der Wissenschaftswelt reichen im Anfangsunterricht nicht aus. Sie müssen praktisch erarbeitet und damit veranschaulicht werden. Das *close reading* kleiner und kleinster Textausschnitte ist hier das angemessene Verfahren.

Dies zeigt die Lösung der im Kasten 2 formulierten Arbeitsaufgabe. (Es ist hier, bei dieser Kurzerläuterung, ebenso unvermeidlich, die entsprechenden Passagen aus dem Zusammenhang zu reißen, wie das Werlen bei seinem Zitat tun musste.¹¹) Bartels nennt, auf der Suche nach einem angemessenen „sozialwissenschaftlichen Ausgangspunkt“, an erster

Kasten 1*Annahmen zum Zeitbudget für das Lernen an und mit Werlens „Sozialgeographie“*

Um der Verwendung von Benno Werlens Text „Sozialgeographie“ einen gewissen Rahmen zu geben, sollen die folgenden Annahmen zum Studienbetrieb, genauer: zum Zeithaushalt und zum Arbeitsalltag einer oder eines Studierenden, gelten. Sie oder er studiert Geographie in einem der neuen gestuften Studiengänge (Bachelor/Master). Zur Einführung in die Humangeographie (Werlens „Sozialgeographie“) gibt es in der Bachelorphase drei Module, die sich jeweils über zwei oder drei Semester erstrecken: das Modul „Bevölkerungs- und Sozialgeographie“, das Modul „Wirtschaftsgeographie“ und das Modul „Kulturgeographie“. (Ähnlich umfangreiche Module gibt es für die physischen Geographien.) Jedes dieser Module wird mit 10 Kreditpunkten bewertet, insgesamt stehen also 30 Kreditpunkte zur Verfügung. Für die Beschäftigung mit der Humangeographie kann der Student also etwa $30 \times 25 = 750$ Arbeitsstunden einsetzen.⁹ Werlens Buch wird von den Lehrenden für so wichtig gehalten, daß sie, im Rahmen ihrer gemeinsamen Lehrplanung, eine vollständige, gründliche, verstehende Pflichtlektüre des 355 Seiten starken Buches vorsehen. Für diese „einfache“ Lektüre braucht ein Studierender je nach Vorkenntnissen zwischen 30 und 40 Stunden, also rund ein Zwanzigstel der Lernzeit, die für das Gesamtmodul zur Verfügung steht. Um die Inhalte des Buches mittels Kurzaufgaben in Seminarstunden und Diskussionsrunden verständlicher und einprägsamer zu vermitteln, kann noch einmal der gleiche Zeiteinsatz veranschlagt werden. 40 Stunden Seminararbeit (*contact hours*) und/oder studentische Eigenarbeit (Arbeitsgruppen, Kurztexte verfassen). Damit wären rund ein Zehntel der für Humangeographie vorgesehenen Gesamtlerzeit für die Beschäftigung mit diesem Buch verbraucht. Da dessen Inhalte das Gesamtgebiet der Humangeographie berühren, stellt die genaue Lehrplanung (Welche Inhalte an welcher Stelle in welchem der drei Teilmodule?) eine besondere Aufgabe dar. Sie wird durch persönliche Vorlieben, Fähigkeiten der Dozierenden gelöst werden, so daß hier auf weitere Detaillierungen verzichtet wird.

Stelle dies: „Das Handeln wird gesehen als ein Verhalten des Menschen, mit dem ein (zunächst subjektiver) *Sinn* verbunden ist, ohne dessen Auffindung eine Erklärung von Handlungen unmöglich ist. Sinndeutung und Wertverständnis (Motivationsforschung) stehen im Vordergrund der Analyse, nicht die Untersuchung der materiellen Fakten.“ (Bartels 1970, 30, Hervorhebungen und eingeklammerte Textstellen im Original) Noch näher kann man an Werlens eigenes Forschungsprogramm kaum herankommen, das er folgendermaßen beschreibt: „Man muss sich mit den Sinnzusammenhängen und den Sinnordnungen, durch die materielle Gegebenheiten ihre Bedeutung erlangen, auseinandersetzen.“ (17) Bei so viel Übereinstimmung im Grundansatz ist nicht zu verstehen, wie Werlen zu Einschätzungen wie den folgenden gelangen kann: Bartels würde die Aufgabe der makroanalytischen Humangeographie darin sehen, sich „mit den von Menschen hervorgebrachten Strukturmustern als solchen zu befassen, unabhängig von den Motivationskreisen ihrer Hervorbringer“ (226), und die von Bartels vertretene „raumwissenschaftliche Forschung“ würde „von den spezifischen, nicht-räumlichen Ursachen oder Gründen des Auftretens zugunsten des rein Räumlichen abstrahieren“ (235). Mutwillig verschüttet Werlen hier kultur- und sozialwissenschaftliche Kontinuitäten der deutschsprachigen Humangeographie.

Das trifft auch für das folgende Beispiel zu. Nachdem Bartels in seinem Grundlagen-text mit unüberbietbarer Klarheit nochmals festgestellt hat, daß „die Voraussetzung eines

Kasten 2

Die Diskussion um eine handlungszentrierte Humangeographie ist in der deutschsprachigen Geographie durch Benno Werlen sehr belebt worden. Ein interessanter Aspekt in Werlens Werk ist die Beziehung zu früheren Forschungsansätzen. Wie gehen Forscher vor, wenn sie das Gedankengut ihrer Vorgänger verarbeiten? Was ist dabei zu beachten?

Aufgaben

- 2.1 Lesen Sie die zwei Textauschnitte Bartels (1970, 33-38) und Werlen (222-235). Fertigen Sie ein Exzerpt an, das die Debatte um das von Werlen als „raumwissenschaftlicher Forschungsansatz“ bezeichnete Vorgehen genau wiedergibt. Die Hauptargumente der Auseinandersetzung sollten sehr präzise bezeichnet werden.
- 2.2 Vergleichen Sie die folgenden Textstellen nun haargenau miteinander: Bartels 1970, S. 35 und Werlen (232-233). Markieren Sie Unterschiede in Textstellen, die Werlen aus Bartels wörtlich übernimmt. Fassen Sie schriftlich den weiteren Sinnzusammenhang zusammen, in dem die Textstellen stehen.
- 2.3 Beurteilen Sie die Qualität des Vorgehens, indem Sie es mit entsprechenden Standards vergleichen, die Sie in einführenden Lehrbüchern zur Forschungspropädeutik finden.

Rationalverhaltens der Individuen im Sinne des ‚Strebens nach dem Optimum‘ eine sehr vage Annahme ist“, daß man aber „in den Normen (...) der Völker und Gruppen“ Durchschnitte für die Wertorientierungen „annähernd erfassen“ kann, zieht er folgende methodische Schlußfolgerung: „Die Verteilung dieser Gruppen und ihrer Normen sind zunächst wieder choristischer Betrachtung zugänglich“ (Bartels 1970, 37; alle anderen Zitate in diesem Absatz ebenda.). Werlen gibt diese Stelle, ganz unmißverständlich in Form eines *wörtlichen* Zitats, so wieder: „Die Verteilung >von< Gruppen und ihrer Normen sind >...< der >(raumwissenschaftlichen)< Betrachtung zugänglich.“ (223; Klammerausdruck bei Werlen; zwischen > < stehende Ausdrücke markieren Abweichungen vom Ausgangszitat.) Das wichtige und kluge „zunächst“¹² in Bartels’ Satz unterschlägt Werlen ganz. Und aus „choristisch“ macht er „raumwissenschaftlich“. Insbesondere letzteres ist eine gravierende Veränderung, weil man sie im Zusammenhang mit Werlens eigentümlichem Gebrauch des Wortes „raumwissenschaftlich“ sehen muss. Demnach läuft Werlens Kommentar auf den Vorwurf einer raumdeterministischen und damit einer für ihn unakzeptablen Denkfigur hinaus. Wieder vertieft Werlen ohne Not und mit ungewöhnlichen Mitteln Gräben zwischen früheren und eigenen Auffassungen.

Das gleiche bewirkt Werlen mit einer anderen, wiederum nur exemplarisch zu belegende Textpraxis. Zu Beginn des Schlusskapitels, in dem Werlen seine sozialgeographische Vorstellungen erläutert, denkt er sich eine Forschungsaufgabe für einen Geographen aus. Sie bezieht sich auf die (von Werlen als fingiert dargestellte) Tatsache, daß Gerhard Schröder und Helmut Kohl im Rahmen des Bundestagswahlkampfes 1998 die Symbolik des Brandenburger Tors (wg. seiner „Bedeutung für die nationale Identität“) einsetzen. Werlen: „Ein Geograph möchte nun diese Tatsache mittels seiner Forschungstechnik festhalten. Wie soll er das beispielsweise kartieren? Trägt er die Körperstandorte der Nach-

denkenden, als Bonn und Hannover, auf der Karte ein (...)?" (305) Ausgehend von diesen plumpen Fragen erläutert er auf den folgenden vier Seiten noch einmal seine bekannte – und, es sei ausdrücklich wiederholt: für die Weiterentwicklung der Humangeographie und die Geographie als Gesamtfach grundlegend wichtige – Annahme, „in handlungszentrierter Perspektive (sei) davon auszugehen, daß die räumlichen Gegebenheiten ihre Bedeutungen immer erst über die Ausrichtung, die thematische Orientierung des Handelns erlangen.“ (308) Aber braucht man dafür einen tumben Kartographierer-Geographen als Gegenbild, einen Geographen, den er, wenn es ihn in dieser naiven Form wirklich noch geben sollte, tunlichst konkret benennen sollte? Ein Geograph, der das Kartieren als „seine Forschungstechnik“ betrachtet? Wer ist das? Wo ist er zu finden? Wenn es ihn denn gäbe: Wer verschaffte ihm heute noch Zugang zu wichtigen Forschungsplattformen? Der Weg, den die wissenschaftliche Geographie von der Position einer „Lehre des Wo?“ zurückgelegt hat, ist lang. Und nicht nur Werlen kennt die Stationen, die dabei passiert wurden. Auch die meisten anderen haben ihre Lektionen gelernt, auch die Studierenden, die Werlens Buch bis zu dieser Textstelle gelesen haben. Werlen hat seine Leser beim Durchgang durch frühere Etappen der sozialgeographischen Forschung längst so gut mit komplexeren Auffassungen über Raum-Gesellschafts-Beziehungen vertraut gemacht, daß die – vermutlich in didaktischer Absicht gezeichnete – krude Karikatur eines Geographen ihre Wirkung verfehlen dürfte. Die Textstelle wird noch bemerkenswerter, wenn man sieht, daß Werlen auch an einer anderen Stelle über das Ziel hinausschießt, um der traditionellen Geographie ihren vermeintlich zu hohen Stellenwert des einfachen Kartographierens im Forschungsprozess vorzuhalten. Der Vorwurf, Wolfgang Hartke widerspräche seinem eigenen „wissenschaftliche[n] Regionalisierungsverfahren“, weil er an einer „Fixierung auf kartierbare Gegebenheiten als Ausgangs- und Endpunkt sozialgeographischer Forschung“ (163, Hervorhebung H. D.) festhielte, scheint mir in dieser Form kaum haltbar. Konkrete Belegstellen wären als Grundlage für weitere Diskussionen unbedingt erforderlich.

Weitere, inhaltlich zentrale Aussagen und Interpretationen deuten ebenfalls darauf hin, daß Werlen darauf aus ist, kontinuierliche Bahnen geographischer Theorie- und Wissensentwicklung anzuerkennen oder gar zu betonen. Sein eigenes Verständnis der Verhaltens- und Wahrnehmungsgeographie bildet Werlen in einem graphischen „Verhaltensmodell behavioristischer Sozialgeographie“ (280, Abb. 22) ab. Er markiert es, einsichtig und konsequent, als Schritt auf dem Wege zu seiner „Handlungszentrierten Perspektive“ (311, Abb. 26). Daß dieses Modell aber viele grundsätzliche Ähnlichkeiten mit dem „Sozialgeographischen Raumsystem“ von J. Maier u. a. (182, Abb. 11) aufweist, erwähnt er nicht explizit.¹³ Hieran ließe sich eine spannungsreiche Arbeitsaufgabe anknüpfen. Ein präziser Vergleich beider Graphiken, mit Beispielen aus empirischen Forschungen unterfüttert, könnte die Ähnlichkeiten im einzelnen verdeutlichen.

Zusammenfassend lässt sich die Schlussfolgerung kaum umgehen, daß Werlens Umgang mit bestimmten Denkansätzen und Forschungspraktiken seiner Vorgänger des öfteren erhebliche Nachlässigkeiten aufweist. Diese Praxis regt zum Nachfragen an. Welche Grün-

de könnte es dafür geben, daß der Autor grundlegende Standards des wissenschaftlichen Betriebs außer Acht lässt? Macht es sich Benno Werlen hier nicht doch ein wenig zu einfach, wenn er sich seine Vorgänger nach Belieben als große Pappkameraden aufstellt, um sie dann leicht treffen zu können? Weshalb betont er seine eigene, unbestreitbar große fachliche Innovationsleistung noch stärker als dies bei anderer Lesart der Tradition gerechtfertigt erscheint?¹⁴ Und wie wirkt sich dieser Diskursstil auf die erforderlichen fach-internen und -externen Diskussionen aus?

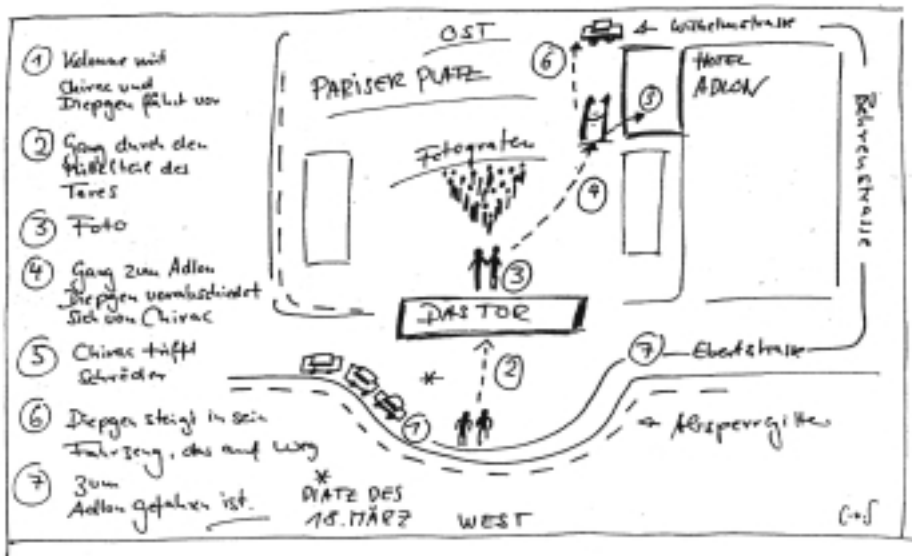
Einfache präzise Textanalysen öffnen so Zugänge zu wissenschaftssoziologischen Kriterien und Einsichten, deren Kenntnis und Diskussion unverzichtbarer Bestandteil eines kritischen Wissenschaftsverständnisses sind. Ziel solcher Übungen ist es ausdrücklich nicht, Anklagen zu erheben. Vielmehr geht es um die Erkenntnis, daß immer auch persönliche und karrierebezogene – eben einfach: menschliche – Zielvorstellungen das konkrete Wissenschaftshandeln bestimmen können.

3.2 Empirie (methodisch-technische Zugänge zur Realität)

Eine für Werlens „Sozialgeographie“ typische Passage:

„Macht über ‚Raum‘ zu haben bedeutet – insbesondere unter der Bedingung normativer Aneignung – Macht über Subjekte zu haben, *und zwar mittels Zugriff auf ihre Körper*. Das Verhältnis von Macht und Raum wird zum Verhältnis von Macht und Körper. Sowohl die alltäglichen Geographien der normativen Aneignung als auch jene der politischen Kontrolle beruhen auf diesen Zusammenhängen. (...) Über die entsprechenden Prozesse der Territorialisierung werden einerseits Zugänge zu und Ausschluss von räumlichen Kontexten des Handelns geregelt. Andererseits wird über sie auch die soziale Art des Handelns innerhalb dieser Kontexte festgelegt.“ (341/342)

Meine Lehrerfahrungen und –erlebnisse lassen mich vermuten, daß ein Studierender in der Regel überfordert ist, wenn er allein anhand solcher merksatzgesättigten Formulierungen die Eigenart der Werlenschen „politisch-normativen Geographien des Alltags“ erfassen und verstehen soll. Wieder einmal enthält die Passage wertvolle inhaltliche Befunde, aber keine Hinweise auf Lernsequenzen, mit denen sie erschlossen werden könnten. Wieder erweist sich die „Sozialgeographie“ als Lese- und Informationsbuch, und nicht als Lehr- oder Lernbuch. Mit einem Beispiel soll angedeutet werden, wie solche Transfers von Werlens Ideenwelt in die von Studierenden erlebbare Wirklichkeit des Alltags aussehen könnten. Es knüpft bewusst an das erwähnte Fallbeispiel „Brandenburger Tor“ an (Kasten 3).



„Brandenburger Ballett“ (Quelle: Reichart/v. Seidlein 2000)

Kasten 3

Die Skizze gibt den genauen Ablauf protokollarischer Ereignisse während des Staatsbesuchs wieder, den der französische Staatspräsident Jacques Chirac am 26. Juni 2000 der Bundeshauptstadt Berlin abstattete.

Aufgaben

- 3.1 Vergewenwärtigen Sie sich die Lage des auf der Skizze dargestellten Raumausschnitts in seiner näheren Umgebung. Welche symbolhafte Bedeutungen (346: „sinnhafte ‚Aufladungen‘ von räumlichen Gegebenheiten“) haben die wichtigsten Gebäude in der Umgebung des Brandenburger Tors?
- 3.2 Auf welche Weise ist der Raumausschnitt, der in der Skizze dargestellt ist, in Teilräume gegliedert? Beschreiben Sie genau.¹⁶
- 3.3 In der Legende zu der Skizze wird angegeben, welche Personen welche Raumteile zu welchen Zwecken und in welcher Reihenfolge benutzen oder durchfahren. Vollziehen Sie diese Wege genau nach. Beziehen Sie Ihre Beobachtungen und Interpretationen auf den Textabschnitt über „Politisch-normative Geographie des Alltags“ (341-346).
- 3.4 Verfolgen Sie anhand von Artikeln einschlägiger deutschsprachiger Tageszeitungen und Zeitschriften – reiches Archivmaterial wird im Internet angeboten – die Berichterstattung über Chiracs Staatsbesuch. In welcher Weise werden hier in Wort und Bild jene Sachverhalte dargestellt und kommentiert, um die es in den vorangehenden Fragen ging?
- 3.5 Nehmen Sie das gleiche für französischsprachige Zeitungen vor. Vergleichen Sie die Berichterstattungen. Erkennen Sie nationale Unterschiede in der Einschätzung der Besuchsparcours und der Symbolwirkung von Einzelgebäuden und Gebäudeensembles?
- 3.6 Bringen Sie das „Brandenburger Ballett“ mit dem sozialgeographischen Betrachtungssystem der Münchener Schule in Verbindung (182). Welche Aspekte der Realität haben in dem Modell keinen Platz?

3.3 Wie soll es heißen, wie wollen wir es nennen: Sozial- oder Human- oder Anthropogeographie?

„Wie ein Wort funktioniert, kann man nicht erraten. Man muß seine Anwendung ansehen und daraus lernen. Die Schwierigkeit aber ist, das Vorurteil zu beseitigen, das diesem Lernen entgegensteht. Es ist kein dummes Vorurteil.“ (Ludwig Wittgenstein)

Die Frage, wie der Terminus „Sozialgeographie“ verwendet werden soll, ist vor allem für die Vertreterinnen und Vertreter der Nicht-Physischen Geographie von Bedeutung, dann aber auch für die Fachkollegen in benachbarten Fächern und der Physischen Geographie. Wie bereits in seinen früheren Schriften versteht Werlen auch jetzt die Sozialgeographie „als die sozialwissenschaftliche Geographie“ (18) – wohlgemerkt als „die“, nicht als „eine“. In dieser Bedeutung wird Sozialgeographie „als sozialwissenschaftlicher Teilbereich der Geographie“ (19) neben der physischen Geographie eingeführt.¹⁷ Werlen bezeichnet mit „Sozialgeographie“ etwas, was andere (die meisten) Fachvertreter „Anthropogeographie“ oder „Humangeographie“ nennen.¹⁸ Das ist der Versuch, eine ältere Begriffslandschaft neu zu gliedern. In Kategorien der Denkwelt Benno Werlens: er tritt in der Wissenschaftswelt als expansionistischer, vereinnahmender Regionalisierer auf.

Das ist folgenreich. Zum einen erschwert Werlen damit den Studierenden und Fachfremden und wohl auch vielen Fachkollegen die Orientierung im Fach. Die Vielfalt real existierender Untergliederungen des Faches Geographie und des Forschungsfeldes Raumwissenschaften nimmt noch immer rapide zu. Allein für die Geographie kann man das in inhaltlich und didaktisch sehr eindrucksvoller Form an dem von Paul Cloke u. a. herausgegebenen Lehrbuch erfahren (Cloke u. a. [Hg.] 1999). Ob man diese Vielfalt beklagt oder begrüßt: Im Sinne eines vernünftigen und fairen Forschungsbetriebs sollte man sie als Faktum zumindest zur Kenntnis nehmen. Aber man kann diese Pluralität auch offensiv nutzen, indem man sie zum Anlass für Übungen in reflexiver und diskursiver Beschäftigung mit dem Fach nimmt. Die Kästen 4 und 5 konkretisieren entsprechende Zugänge wiederum in Form von Aufgabenstellungen für Studierende.

Auf diese Aufgaben gibt es nicht *die* richtige Antwort, es gibt viele Lösungen. Ihre Besprechung bietet wiederum weite Zugänge für weiter reichende wissenschaftslogische und -soziologische Einsichten. Zunächst zwingt Werlens Sonderposition zu recht grundlegenden definitorischen Klärungen; im Anschluss daran müssen die Lerngemeinschaften „Seminar“ oder „Vorlesung“ Vereinbarungen über den gemeinsamen Wortgebrauch treffen – Übungen, die als Einführung in sprachlogische Grundfragen dienen und die, Wohlwollen aller Beteiligten vorausgesetzt, immer dem gegenseitigen Verstehen nützen.

Darüber hinaus aber kann die Vielfalt der Facheinteilungen ein konstruktivistisches Verständnis von Wissenschaftsdisziplinen vermitteln, also die in vielerlei Beziehung grundlegende Einsicht bewusster machen, daß auch wissenschaftliche Fächer ein Ergebnis von welt- und interessenabhängigen Konstruktionen der Wirklichkeit darstellen.

Kasten 4

In seinem Buch „Sozialgeographie“ führt Benno Werlen drei Untergliederungen der Geographie ein:

- (1) *das* – nicht „ein“ – von Werlen entworfene(s) „System der traditionellen Geographie“ (94), wo es eine Anthropogeographie gibt, aber keine Sozial- und keine Humangeographie;
- (2) im Kapitel über die Bartelssche Konzeption *das* – wieder nicht ein – „System der modernen Geographie“ (206), wo der geistes- und sozialwissenschaftliche Zweig der Geographie in drei offenbar gleichberechtigte Teilgebiete Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeographie untergliedert wird;
- (3) gibt es Werlens eigene, aus seinen handlungstheoretischen Ansätzen abgeleitete Konzeption (337, Abb. 31).

Aufgaben

- 4.1 (Einzelaufgabe) Vergleichen Sie diese Untergliederungen der Geographie. Stellen Sie wesentliche Unterschiede in einem Text von maximal 1500 Zeichen heraus.
- 4.2 (Gruppenaufgabe) Verwenden Sie die im Rahmen der Aufgabe 4.1 entstandenen Texte für den Versuch, diese Gliederungen mit den gesellschaftlichen Umständen zur Zeit ihrer Entstehung zu verbinden. Fassen Sie Ihre Resultate in Form kurzer Diskussionsthesen zusammen, die Sie im Seminar mündlich vorstellen und in der Plenumsdiskussion verteidigen.

Kasten 5

Aufgaben

- 5.1 Lesen Sie in den neuesten Heften führender deutsch- und englischsprachiger Fachzeitschriften der Geographie die Zusammenfassungen („Abstracts“) ausgewählter humangeographischer Artikel und versuchen Sie, sie den in Kasten 4 erwähnten drei Schemata der Geographie zuzuordnen.
- 5.2 Arbeiten Sie in dem Fachlexikon von Johnston u. a. (2000) die Artikel „Anthropogeographie“ und „Social Geography“ durch. Vergleichen Sie die dort geäußerten Auffassungen mit Ihnen bekannten Positionen. Diskutieren Sie, welche Konsequenzen sich aus dem Festhalten der deutschen Geographie an dem Terminus „Anthropogeographie“ für die internationale Diskussion ergeben könnten.

3.4 Raumbezogenes oder raumzentriertes oder räumliches Denken?

Die Frage nach einer Fachtheorie – im Unterschied zu einer Erkenntnistheorie und Methodenlehre – ist zunächst die Frage nach dem Gegenstand oder den Gegenständen, auf den bzw. die sich die Arbeit des Wissenschaftlers bezieht, „womit man sich beschäftigt und über welche Aspekte der Wirklichkeit man genauere Auskunft erreichen möchte“ (15). In seiner wissenschaftstheoretischen Einführung in die Geographie hat Gerhard Hard 1973 empfohlen, Antworten auf eine solche Was-ist-Frage möglichst in zweiteiliger Form zu formulieren: Außer dem Gegenstand der Forschung sollte auch deren Erkenntnisziel so präzise wie möglich benannt werden.¹⁹ Entsprechende zweiteilige Antworten auf die Frage

„Was ist Geographie?“ liefert Werlen in großer Zahl. Eine Auswahl ist in Übersicht 1 zusammengefasst – wiederum ein mögliches Resultat von Gruppenarbeiten in unterschiedlichen Lernsituationen. Die Definitionsansätze sind hier nach ihrem Umfungsgrad aufgereiht von „weit gefasst“ bis zu „eng gefasst“. Gemeinsames Element aller Nennungen ist das Räumliche. Am Ende hat es auch die Sozialgeographie Werlenscher Prägung „mit Räumlichem“ (Gegenstand) „zu tun“ (Erkenntnisziel).

Was diese schillernde Vielfalt von Antworten auf die Was-Ist-Frage genau für die Forschungsoperationen von Geographen bedeutet, für seine Beobachtungskategorien und

Übersicht 1 Zielsetzungen humangeographischen Forschens in verschiedenen Forschungsepochen
(Klammerzusätze: Seiten der herangezogenen Textstellen in Werlen 2000)

Explikat	Explikandum	
	Denkrichtung (Ziel) („methodology“)	Forschungsobjekt („philosophy“)
Geographie	„Erforschung des ...	... Räumlichen“ (11)
Geographie im allgemeinen	„Beschreibung und Erklärung ...	... erdoberflächlicher Erscheinungsformen“ (11)
Sozialgeographie allgemein (chronologisch unspezifisch)	„Verständnis für ...	... das Verhältnis von „Raum“ und „Gesellschaft“ (11)
	„Klärung des ...	... Gesellschaft-Raum-Verhältnisses“ (300)
	„Erforschung ...	... menschlicher Tätigkeiten, (unter besonderer Beachtung) der erdräumlichen und natürlichen Bedingungen“ (12)
Moderne Sozialgeographie	Gesellschaftsorientierte Analyse des ...	... Raumes (von Räumen) (vgl. 207)
	„Interesse für ...	... die Bedeutung der räumlichen Dimension für das gesellschaftliche Zusammenleben“ (11)
soziale Raumforschung	Wissenschaftliche Aufmerksamkeit für ...	... Den Raum. Raum als „Forschungsobjekt“, als Fokus; „Raumzentrierung“ (vgl. 309)
Werlens Sozialgeographie	„Vertieftes Verständnis des ...	... sozialen Charakters der Regionen und der Bedeutung von Regionalisierungen für die soziale Welt“ (165)
	„Interesse für ...	... den Prozess der Herstellung und vor allem [für, H.D.] die Rekonstruktion der regionalisierenden Konsequenzen für andere Handelnde“ (336)
	„tätigkeitszentrierte[s] Verstehen ...	... der Interpretationen erdräumlich lokalisierbarer Gegebenheiten“ (Werlen 1998, S. 19)

die Art seines Schlussfolgerns, bleibt unklar. Das Offenhalten solcher Fragen muss kein Nachteil sein; nicht immer sind definitorische Engführungen dem wissenschaftlichen Diskurs förderlich. Werlen mag diese Verschwommenheit auch gewollt haben. Immer neue Annäherungen an einen Terminus (hier „Geographie“) und absichtlicher Verzicht auf verbindliche lexikalische Definitionen sind für Sprachgewohnheiten der heutigen Zeit mit ihren Kontingenzen und multiplen Identitäten ja nicht untypisch. Die Frage ist aber, ob man dies für sich und die Studierenden ohne weiteres hinnehmen sollte. Meiner Erfahrung nach verneinen jedenfalls Studierende in den Grundsemestern diese Frage; sie erwarten Hilfen beim Umgang mit dieser Unübersichtlichkeit. Im Kasten 6 werden entsprechende Lern- und Austauschplattformen skizziert. In jedem Kontext wäre darauf hinzuwirken, daß die „verordnete“ Verwendung einer bestimmten Definition für „immer und ewig“, für alle Sprechkontexte keineswegs als beste Lösung angesehen wird.

Kasten 6

Lernspirale: Raumbegriffe und Stellung des Räumlichen in forschungslogischen Zusammenhängen

Lernsituation A: Mittelseminar im Hochschulstudium

„Aktuelle Problemstellungen der Humangeographie“

Lernsituation B: Gemeinsame (!) Sommerschule für junge Dozenten der Physischen und der Humangeographie:

„Aktuelle methodologische Diskurse in der Geographie“

Lernsituation C: Akademieveranstaltung für Raumwissenschaftler (Kultur-, Kunst-, Natur-, und Sozialwissenschaftler)

„Der ‚Spatial Turn‘: Interdisziplinarität der Raumwissenschaften als Forschungsaufgabe“

3.5 Räumliches im Erklärungszusammenhang

(1) „Berwick was taken and retaken 13 times. The good guys got it the thirteenth time. We are certainly English.“

(2) „The nearer the border you live the more important your nationality becomes.“ (George Ritchie, Bewohner der Stadt Berwick on Tweed/Nordengland)

In der nordenglischen Stadt Berwick on Tweed, 4 Kilometer von der schottischen Grenze entfernt, sprechen die Menschen einen Dialekt, „der in den Ohren von Engländern schottisch und in den Ohren von Schotten englisch klingt“ (Tighe 2000). Die Beobachtungs-

sätze des Eingangszitats hat der Bürger George Ritchie formuliert, sie sind in einem eher alltäglichen Kontext gefallen. Von einem Reporter ins Gespräch gezogen, dürfte Ritchie seine Aussagen nicht gleich erklärungslogisch reflektiert haben. Er hat nicht an „Erklärungen“ gedacht, er dürfte sich über die Verallgemeinerungsfähigkeit seiner Aussagen ebenso wenig Gedanken gemacht haben wie über den erklärungslogischen Status seiner Sätze. Aber genau darauf richtet sich die Aufmerksamkeit eines Erdräumforschers, eines

Kasten 7

Berwick on Tweed ist eine von 12.700 Menschen bewohnte Kleinstadt. Sie liegt 4 km südlich der englisch-schottischen Grenze, gehört seit 1174 zu England und ist seit dieser Zeit als „politischer und militärischer Fußball“ behandelt worden. Die Menschen sprechen einen Dialekt, „der in den Ohren von Engländern schottisch und in den Ohren von Schotten englisch klingt“ (Tighe 2000). Zur Zeit muß die Stadt, wie viele andere periphere Gebiete in Mittel- und Westeuropa, einen wirtschaftlichen Abschwung hinnehmen. In den späten 90er Jahren sind in der traditionell von Schottland aus betriebenen Textilindustrie der Gegend 800 Arbeitsplätze verloren gegangen. Die regionale Identität der Bewohner spielt in den Zukunftsüberlegungen der Regional- und Wirtschaftsplaner eine Rolle. In diesem Zusammenhang macht George Ritchie, Eigentümer eines Musikgeschäfts in Berwick, gegenüber einem Journalisten die im Mottotext des Abschnitts zitierten Aussagen (vgl. Tighe 2000).

Aufgabenstrang A: Empirisch begründete Fachtheorie

- 7.1 Welche anderen Städte weisen eine ähnliche Problemlage wie Berwick on Tweed auf?
- 7.2 Machen Sie sich mit der Diskussion um das Konzept „regionale Identität“ vertraut, die zwischen Hard und Blotvogel/Heinritz/Popp geführt worden ist.
- 7.3 Diskutieren Sie diese empirischen und theoretischen Befunde vor dem Hintergrund einer „Geographie der politischen Kontrolle“ (344/345).
- 7.4 Betrachten Sie nun die Problemlage „Berwick“ als Objekt einer „alltäglichen Geographie der Produktion“, deren Denkweise Werlen (336-338) mit einer Vielzahl von komplexen Termini knapp umreißt. Verbinden Sie diese Termini mit den Beobachtungen, die Sie gesammelt haben (Teilaufgabe 1.)
- 7.5 Skizzieren Sie ein Forschungsprojekt, das die Problemsituation in Berwick auffasst als Ausdruck von „Standortentscheidungen in Bezug auf die Produktionseinrichtungen und die damit verbundene Festlegung der Aktionsräume und Warenströme“ (336).

Aufgabenstrang B: Zur Erklärungslogik der Geographie

- 7.6 Kennzeichnen Sie Ritchies These (Satz (2)) präzise mittels Kategorien der Erklärungslogik des Kritischen Rationalismus/der Analytischen Wissenschaftslehre. Was sind unabhängige, was abhängige Variable?
- 7.7 Bringen Sie den Satz (2) in Zusammenhang mit Werlens Aussagen über die Aufgaben einer handlungszentrierten Sozialgeographie (oben, Tab. 1). Für welche/-s der inhaltlichen und epistemologischen Programms/-e der Geographie könnte dieser Satz als Illustration oder als Einstiegspunkt dienen?

wissenschaftlichen Experten also, dessen BeobachtungsfILTER und Denkbahnen räumlich „imprägniert“ sind. Benno Werlen etwa würde zur Ritchie-Hypothese anmerken, daß hier Räumliches mit Räumlichem in einen Zusammenhang gebracht, ja, daß Räumliches mit Räumlichem erklärt wird. „Je dichter du an der Grenze wohnst, desto wichtiger wird die Nationalität“: Ein räumlicher, und zwar raumstruktureller Tatbestand, das mit zunehmender Nähe zur Grenze stärker werdende Nationalbewusstsein, wird mit einer anderen räumlichen, und zwar jetzt distanziellen, Tatsache erläutert: der Entfernung des Wohnortes zur Grenze. Erläutert. Auch erklärt? Wie lässt sich das entscheiden? Sind bei Versuchen, auf diese Fragen zu antworten, vielleicht die Satzkategorien hilfreich, mit denen Werlen die Denk- und Sprechweisen von Geographen und Raumwissenschaftlern zu fassen versucht? Handelt es sich hier um eine „raumorientierte“ oder um eine „raumzentrierte“ Aussage?

Wenn man solchermaßen passende Textstellen aus Benno Werlens „Sozialgeographie“ als diskursive Widerlager einsetzt, lassen sich weitere spannungsreiche Lernsituationen schaffen, in denen sich die Studierenden weitere Grundelemente wissenschaftlicher Arbeit erschließen können. Gemäß Benno Werlen wäre die Ritchie-Hypothese, würde sie in einem wissenschaftlichen Handlungskontext geäußert werden, ein Ausdruck jener raumwissenschaftlichen Geographie, die für Werlen nicht akzeptabel ist. Sie spiegelt nämlich jene „Raumversessenheit“ (13), die einem raumreduktionistischen Denken Vorschub leistet. Dieses ist forschungslogisch verfehlt, und es führt forschungssoziologisch ins Abseits. Werlens Kritik an solcher Art Denken – das er, meines Erachtens sehr unglücklich und verwirrend, mit dem Ausdruck „raumwissenschaftlich“ belegt – ist in der Tat radikal. Er findet es so unbefriedigend, daß er die Existenzberechtigung einer wissenschaftlichen Disziplin bestreitet, die sich mit solchen Aussagen zufrieden gibt. Das ist angesichts traditioneller und noch heute oft praktizierter Forschungsroutinen in der Geographie und anderen raumbezogenen Fächern eine sehr weitreichende Schlußfolgerung. Wie kann darauf reagiert werden?²⁰

Angenommen sei, Ritchies Hypothese wäre durch empirische Beobachtungen in zahlreichen Grenzgebieten, in den verschiedensten Kulturregionen, unter verschiedenen politischen Bedingungen und in unterschiedlichen geschichtlichen Phasen bestätigt worden. Es handelt sich dann also um eine empirisch gut bewährte Allgemeinaussage über einen Zusammenhang zweier räumlicher Sachverhalte. Sie stellt, so ließe sich auch sagen, einen Erklärungszusammenhang dar. Werlen würde den Wahrheitsgehalt dieser Feststellung vehement bestreiten. Das dahinter stehende „Vorgehen widerspricht der wissenschaftlichen Erklärungslogik, weil das, was erklärt werden soll, und das Erklärende nicht logisch unabhängig sind“ (234). Diese Einschätzung erscheint jedoch kaum gerechtfertigt.

Hier wie in der ganzen Auseinandersetzung mit dem nach seinem Sprachgebrauch „raumwissenschaftlichen“ Denkansatz weigert sich Werlen, die Unterscheidung von chorisch-choristischen und chorologischen Sachverhalten anzuerkennen, jedenfalls aber ihnen jene Bedeutung zu geben, die sie für Dietrich Bartels gehabt hat. Um den Disput anschaulicher führen zu können, ein weiteres Beispiel: Die Geschäfte und Dienstleistungsunter-

nehmen in den traditionellen Zentren der ehemals selbständigen Städte Sterkrade, Osterfeld und Oberhausen erleben einen drastischen Abschwung, seit in der so genannten Neuen Mitte der Großgemeinde Oberhausen mit dem CentrO eines der größten Einkaufszentren Europas eröffnet worden ist. Dieser Sachverhalt ließe sich präzise dokumentieren, etwa indem alle Einzelhandelsstandorte im Einzugsbereich des CentrO mittels des Indikators „jährliche Zuwachsrate des Umsatzes pro Quadratmeter Verkaufsfläche“ klassifiziert werden. Ob diese Dokumentation als Karte und/oder als Tabelle vorliegt, ist unerheblich. In kartographischer Form ergäbe sich eine prägnante Verteilung der Indikatorenwerte, mit hohen Werten am Boomstandort CentrO und vermutlich recht unregelmäßig verteilten Zuwachsraten an den „Entzugsorten“. Die Karte wäre ein weiteres Beispiel für jene unzähligen räumlich-choris(tis)chen Verteilungsmuster, die jedenfalls für jene Geographen und andere Raumwissenschaftler, die im Lager der analytischen Sozialforschung stehen, den Ausgangspunkt von Analysen bilden – mit anderen Worten: den Ausgangspunkt für die Suche nach Erklärungen des jeweils vorgefundenen (besser: konstruierten) Wertemosaiks. Schon in den beiden relativ einfachen Beispielfällen ist die Zahl der denkbaren Faktoren, die Einfluss auf den zu erklärenden Sachverhalt haben könnten, so groß, daß eine im strengen Wortsinn vollständige Erklärung kaum je gelänge. Da spielen, im zweiten der Beispiele, betriebswirtschaftliche und verkaufpsychologische, werbestrategische und infrastrukturelle und tourismusnahe, statusfördernde und andere sozialpsychologische Sachverhalte hinein. Die erwähnte, handlungstheoretisch begründete Systematisierung solcher „regionalisierenden“ Faktoren, die Werlen im Schlusskapitel seines Buches vornimmt, eignet sich gut, noch weitere solcher „Wirkkräfte“ aufzuzählen. Wo beginnen, wo enden?

Immerhin: Zu diesen Wirkkräften gehören auch distanzielle Überlegungen, Ressourcen und Hindernisse. Man denke an veränderte Erreichbarkeitsbedingungen durch ein attraktives Nahverkehrsangebot, an veränderte Distanzbewertungen in Zeiten steigender Benzinpreise u. a. m. Sind derlei Faktoren weniger relevant, sind derart „raumwissenschaftliche“ Erklärungsansätze weniger triftig als etwa rein betriebswirtschaftliche, die mit Gewinnerwartungen der Einzelhändler im CentrO und in den im Niedergang befindlichen Teilzentren sowie mit den Effizienznormen des CentrO-Managements operieren? Räumliche Punkt- und Flächenmuster, ob feldförmig wie im Falle des englisch-schottischen Grenzgebiets oder kegelförmig-unregelmäßig wie im Falle der Geschäftszentren, lassen sich *auch* mit chorologisch-distanziellen Sachverhalten in Beziehung setzen. Es gibt keine ohne weiteres einsichtigen Gründe, weshalb Choris(tis)ches nicht mit Chorologischem in Aussagen verknüpft werden soll, wenn es darum geht, räumlich differenziert vorkommende Sachverhalte besser kennenzulernen und besser zu verstehen. Wird diese Verknüpfung in kontrollierter Weise hergestellt, die nachvollziehbar, einsichtig und von der Mehrheit der Fachwissenschaftler akzeptiert wird, dann spricht man von Hypothesen. Präziser konnte man in den mit den Beispielen erläuterten Fällen bislang recht unbefangenen von raumwissenschaftlichen Hypothesen sprechen, waren sie häufig bestätigt von raumwissenschaftlichen Regelmäßigkeiten und Erklärungen. Jetzt muss man sich bei einer

solchen Ausdrucksweise stets bewusst machen, daß sie als Folge von Werlens wenig rücksichtsvoller Begriffsinitiative uneindeutiger geworden ist.

Ohne weiteres lassen sich Hypothesen (also Vermutungen über Ursache-Wirkungs-Beziehungen), in denen choris[tis]ch-chorologische Zusammenhänge ausgedrückt werden, mit erklärungslogischen Argumenten jedenfalls nicht als zweitrangig oder minderwertig einstufen. Werlens scharfe Kritik an solchen – in seiner Terminologie „raumwissenschaftlichen“ – Argumentations- und Erklärungsweisen ist insoweit stark zu relativieren. Der Hauptgrund für Werlens Exzentrizität liegt in dem undifferenzierten Gebrauch des Terminus „Raum“, den er in dieser Kontroverse pflegt. Er erschüttert damit relativ gefestigte Sprachroutinen, die mit der analytisch-positivistischen Wende in der sozial- und wirtschaftsgeographische Forschung Einzug gehalten hatten. Weshalb Werlen dieses gesicherte und bewährte Begriffsterrain aufgibt, ist unklar; sein Vorgehen erscheint auch hier wieder mutwillig.

Auch tragen seine Vorschläge für neue Sprach- und Denkgewohnheiten nicht dazu bei, die Bedeutung grundlegender Termini wie „raumzentriert“, „raumbezogen“, „raumorientiert“, „raumrelevant“ ein wenig zu klären. Die erklärungslogische Stellung der mit Räumlichem (mit „Spatialitäten“) befassten Wissenschaften vis-à-vis anderen Forschungsdisziplinen wird dadurch nicht nur nicht präzisiert, sondern droht noch verschwommener zu werden. Auswege aus dieser Situation weisen nach meiner Einschätzung neuere raumphilosophisch untermauerte Raumkonzepte, insbesondere das nach dem Erscheinen von Werlens „Sozialgeographie“ publizierte Vier-Sektoren-Modell der raumbezogenen Analyseformen, das Gabriele Sturm entwickelt hat (Sturm 2000, 199). Aber das Forschungsfeld, das es hier zu beackern gälte, ist sehr weit. Werlen berücksichtigt es in seinem eigenen Raisonement leider nur partiell. Er bleibt dabei sehr auf die seine, die Werlen-Geographie ausgerichtet. Er lässt dabei andere raumtheoretische Ansätze der deutschen Geographie völlig außer acht, etwa die herausfordernden Arbeiten von Jürgen Hasse und Dagmar Reichert. Er geht auch nicht auf die Diskussion um „spatialities“ ein, an der sich die britische Geographie führend beteiligt. Er hat keinen Blick für die kulturwissenschaftliche Diskussion um Räume und Räumliches (vgl. Michel [Hg.] 1997), obgleich diese seiner konstruktivistischen Auffassung des Raum-Schaffens zum Teil sehr nahe kommt. Natürlich: nicht all diese Ansätze der im *spatial turn* befindlichen interdisziplinären Forschung können in einem Überblickstext abgehandelt und diskutiert werden. Bedauerlich ist aber auch hier, daß Werlen die Studierenden nicht einlädt, anleitet oder auffordert, sich selbst eigene Wege zu bahnen in einer Forschungslandschaft, die derzeit so vielfältig, unübersichtlich und dynamisch ist wie wenige andere.

3.6 Werlens Nachmoderne: Die Welt, in der wir leben?

In einem anregenden Einleitungskapitel mit dem Titel „Alltag und Wissenschaft“ (21-38) skizziert Werlen seine Sicht auf die aktuelle Welt. Hier markiert er die Perspektiven, unter

denen er den Text des Buches schreibt. Das steht wiederum vollkommen im Einklang mit seiner übergeordneten Weltsicht. Dort wird auch das Handeln des individuellen Wissenschaftlers in Beziehung gebracht zu (als Reflex gesehen auf?) übergreifende(n) gesellschaftliche(n) Bedingungen. Also verdient die Frage besonderes Interesse, welches Weltbild Werlen dem Leser präsentiert. Kann man vielleicht manche seiner epistemologischen und fachtheoretischen Schwerpunktsetzungen besser verstehen, wenn man sein Bild von der Welt genauer kennt? Wie sieht dieses Weltbild aus? Antworten auf diese Frage finden sich unter anderem in zwei Tabellen im Anfangskapitel des Buches. Sie stellen, in idealtypischer Vereinfachung, Lebensformen für die „traditionelle“ (32, Abb. 4) und die „spätmoderne“ (34 Abb. 5) Gesellschaftsphase dar. (Die Moderne, ohne die der Begriff der Spätmoderne ja kaum Sinn macht, lässt Werlen aus.) Jede Tabelle stellt jeweils drei soziale und drei räumliche Merkmale der für die Epoche typischen Lebensformgruppen dar. Es fehlen ökonomische und politische Merkmale. Der Begriff „Globalisierung“ fällt selten, und Werlen gibt ihm keine analytische Bedeutung. Wie viele Menschen wo auf der Welt den idealtypischen Lebensformen nahe kommen konnten und wollten bzw. können und wollen, wird nicht einmal abgeschätzt. Gesellschaften erscheinen als sozial unstrukturiert. Kennzeichnend für dieses Werlensche Weltbild ist die Aussage, „[d]ie aktuellen alltäglichen geographischen Verhältnisse nähern sich in vielfacher Hinsicht dem Idealtypus räumlich und zeitlich entankerter spätmoderner Lebensformen an“ (336). Wenige Blicke auf die Weltlage genügen um zu erkennen, daß dies in hohem Maße undifferenziert und verharmlosend ist. Werlen erwähnt keine Kriege, keine Massenarmut, keine Zwangsvertreibungen. Es gibt keine *boat people*²¹, keine Menschenrechtsverletzungen, keine unzugänglichen Standorte der Waffenproduktion, keine durch Zäune und Mauern markierten Grenzstreifen („locally inaccessible“). Ausgeblendet bleiben auch die weiträumigen Beziehungsnetze des verbrecherischen Diamantenhandels, mit dessen Erträgen an den global vernetzten Standorten produzierte Waffen gekauft und zu in anderen Kontinenten marodierenden Banden geschmuggelt werden (auch dies weiträumige grenzüberschreitende Interkonnektionen), welche dann ganze Landstriche verminen (eine ganz besondere Form der „Regionalisierung“) usw. usf. Allgemeiner, weniger emotional: All dies sind räumliche Merkmale und Prozesse, die für Gesellschaften unserer Zeit auf allen Ebenen sehr typisch sind – und die für problemorientierte Humangeographie im Mikro-, Meso- und Makromaßstab seit langem eine Rolle spielen: als vielgestaltige *Strukturen* sozial-räumlicher Ungleichheiten und als anhaltende *Prozesse* ihrer Vertiefung. Als Folge solcher Ungleichheitsentwicklungen gibt es *wenige* Lebensformgruppen, die das „Entbettungspotential“ der Spätmoderne ganz für sich nutzen können und wollen; die *große Masse*, deren Lebensbezüge nur sehr partiell entankert sind; und *viele* Gruppen, deren Spiel- und Aktionsräume zunehmend eingeengt werden. Wer lebt schon in den postmodernen Verhältnissen einer entankerten Welt? Und bedeutet Entankerung immer auch Fortschritt? Wer entankert (vielörtig, weiträumig) leben kann, tut dies oft genug mit Hilfe und auf Kosten von Menschen, die (seinetwegen) stark eingebunden bleiben müssen in ihren traditio-

nellen sozio-lokalen Bezügen. Mit dem Konzept der Glokalisierung versucht man diese Gleichzeitigkeiten von sozialgeographisch Ungleichzeitigem theoretisch zu fassen. In der empirischen Forschung haben sich dabei Konzepte wie „locale“ und das ältere „behaviour setting“ bewährt. Auch darüber erfährt der Leser hier nichts, und er wird auch in späteren Kapiteln nicht darauf hingelenkt.

Zusammenfassend und verkürzend, trägt Werlens Weltbild *erstens* stark geographisierende, „räumelnde“ Züge. Erstaunlich unreflektiert betrachtet Werlen *zweitens* die Welt aus der Perspektive des gebildeten Mittelstand eines Landes im Weltzentrum. Es spiegelt einen ausgeprägte Eurozentrismus wider. *Drittens* betont Werlen die Mikroperspektive auf Kosten der Makroperspektive, alltägliche Erfahrungswelten des einzelnen auf Kosten der Großstrukturen in Wirtschaft, Politik und Kultur. Dennoch ist sein Weltbild *viertens* stark verharmlosend und beschönigend. Dennoch, weil ja gerade in handlungstheoretischer Mikroperspektive das latente und akute Konfliktpotential zwischenmenschlicher Beziehungen ins Blickfeld gerückt werden könnte. Besonders überraschend und bedenklich ist schließlich *fünftens*, daß Werlen darauf verzichtet, die spätmoderne Humangeographie als Mehr-Ebenen-Forschung zu präsentieren, also als Wissenschaft, die systematisch die dialektischen Beziehungen zwischen räumlichen Differenzierungsprozessen auf verschiedenen Aggregationsstufen der Gesellschaft untersucht. Überraschend ist das deshalb, weil Anthony Giddens' Strukturierungstheorie solche multiskalaren Forschungen mehr als nahe legt, und bedenklich ist es insofern, als sich diese Sichtweise in vielen anderen humanwissenschaftlichen Fächern aufgenommen und erfolgreich eingesetzt wird (als ein Beispiel etwa Dangschat 1998).

3.7 Ist Benno Werlen ein Konstruktivist?

„ (...) das Image einer Stadt wird nicht nur durch die Summe der Firmen, Kulturstätten oder Sonnenstunden geprägt, sondern immer auch von Gerüchten, davon, daß eine kleine Gruppe Meinungsmacher behauptet, ihre künstlerischen und geistigen Hervorbringungen seien unbedingt an diesen speziellen Ort gebunden. In oder out: nicht nur eine Frage der Fakten, sondern auch der Empfindungen. Diese Empfindungen ‚verstehen immer mehr als das Wissen‘, schreibt Stadttheoretiker Wolf Jobst Siedler, ‚insofern gibt es überall zwei Städte, die der Wirklichkeit und die des Gedankens‘.“ (Beyer 2000, 221)

Diese Textpassage ist, wie man unschwer erkennt, mit Werlens epistemologischer Position sehr eng verwandt: „Eine sozialwissenschaftliche Geographie kann den ‚Raum‘ nicht als vorgegeben akzeptieren. Vielmehr hat man nach der Konstitution von ‚Raum‘ zu fragen, nach den unterschiedlichen Formen der gesellschaftlichen Konstruktion von ‚Raum‘“ (309). Diese Auffassung ist Ausdruck einer bestimmten „Theorie des Wissens und Erken-

nens, eine[r] Erkenntnistheorie für kognitive Systeme.[...] Zentraler Gedanke der Konzeption ist, daß Wissen und Erkennen als kognitive Konstrukte bzw. konstruktive Operationen anzusehen sind.“ (Rusch 1999, 280) Diese Konzeption wird als Konstruktivismus bezeichnet. Man fragt sich angesichts der eindeutigen Entsprechungen zwischen der Werlenschen Denk- und Schreibpraxis und dieser epistemologischen „Familie“, weshalb Werlen darauf verzichtet, sich ihr explizit zuzurechnen. Er benutzt den Begriff des Konstruktivismus nicht, keiner der Klassiker und Hauptvertreter dieses „Lagers“ wird als Bezugsperson oder Quelle benutzt. Das kann und soll Werlen nicht vorgeworfen werden. Aber es ist nicht ohne Belang, weil auf diese Weise das eingangs erwähnte Potential an interdisziplinären Anknüpfungspunkten ohne erkennbare Not reduziert wird. Weshalb auch hier diese auffällige Hemmung oder vielleicht Weigerung, die Nähe des eigenen Paradigmas zu anderen Vor- und Mit-Denkern anzuerkennen? Wieder wird die transdisziplinäre Anschlussfähigkeit der Geographie, die Werlen mit vielen Inhalten, Sichtweisen und Denkansätzen seines bisherigen Werkes so ungewöhnlich erweitert hat, stärker begrenzt als dies notwendig, sinnvoll und einsehbar ist. Wieder bürdet Werlen jenen, die daran interessiert sind, das Potential seines Werkes als Mittel für Prozesse der transdisziplinären Integration der Geographie zu machen, unnötig schwere Aufgaben auf.

4 Leuchttürme, Meilensteine, Gräben in der Wissenschaftslandschaft

„Es ist ein Faktum unserer heutigen Kultur, daß in ihr keine philosophische Einhelligkeit herrscht, denn es gibt keine philosophische Einzeltheorie, die wir alle akzeptieren, und mit Sicherheit sind wir nicht allesamt Relativisten. Außerdem ist es wahrscheinlich, daß dieser Zustand noch eine Zeitlang andauert.“ (Putnam 1997, 95)

Alles in allem rückt Benno Werlen mit seinem neuen Text als Forscher und Buchautor in größere Nähe zur deutschsprachigen Geographie. Er plaziert ihn gezielter auf dem Boden des Faches Geographie, sucht dort nach Wurzeln, verankert es in diesem Bereich der raumbezogenen Wissenschaften und nicht, wie in seinem bisherigen Werk, immer auch in den Nachbardisziplinen. Aber er ordnet den Text seines Studienbuchs nicht der real existierenden Geographie – besser: den real existierenden *Geographien* – zu. Es liegt ihm ganz offenbar nicht daran, sich auf die vielgestaltigen Denkgebäude einzustellen, die auf diesem komplexen Forschungsgebiet inzwischen errichtet worden sind. Sein Hauptziel scheint vielmehr eher darin zu bestehen, „schulbildend“ zu wirken und also den Pluralismus der geographischen Forschungslandschaft zu reduzieren. Auf einer herausgehobenen Ebene, die durch ihre handlungstheoretische Ontologie und eine individualistische, im einzelnen unklar bestimmte Epistemologie definiert werden kann, hat Werlen eine weithin sichtbare Landmarke errichtet. Sie soll das Lebensgefühl und die Identität jener Bewohner der Forschungslandschaft, die sich dem Lager der Humangeographen zurechnen, nachhal-

tig prägen. Die andere große Gruppe der Geographen im physisch-geographischen Bereich beachtet Werlen dabei kaum.

4.1 Humangeographie als teleologischer Prozeß

Um seinem Werk zur Wirkung zu verhelfen, argumentiert Werlen in seiner „Sozialgeographie“ über weite Strecken historisch. Er greift zur Legitimation seiner Vorstellungen vor allem auf Traditionsbestände der deutschsprachigen Humangeographie zurück. Diese älteren Werke interpretiert er unter einem teleologischen Blickwinkel. Die Kategorien seiner eigenen handlungstheoretischen Sozialgeographie bilden Maßstäbe und Ziel der Entwicklungsprozesse. Von früheren Wissensbeständen ist für Werlen wertvoll und bewahrenswert, was als Komponente für sein eindrucksvoll geschlossenes Denkgebäude verwendet werden kann. Andere Ansätze werden allenfalls randlich erwähnt oder in selektiver und eklektischer Form genutzt. Werlen vertritt damit eine Vorstellung von wissenschaftlicher Entwicklung als linearem Prozess. Und er präsentiert insgesamt ein Bild der Forschungstradition, das deutlich hinter dem Reichtum an transdisziplinären Ideen und Bezügen zurückbleibt, die er in seinem bisherigen Werk verarbeitet hatte. Ent-Internationalisierung; forschungshistorische Teleologie; fachlich ausgeprägte Selektivität; Geographisierung; und insgesamt eine Re-Disziplinierung: So können wesentliche Komponenten der Strategie bezeichnet werden, die Benno Werlen mit seinem Studienbuch vertritt.

Diese Strategie ist folgenreich. Für Werlen selbst bedeutet sie, daß er sich in partiellen Widerspruch zu seinem eigenen Vor-Verständnis der Wissenschaftsentwicklung bringt. Denn dort postuliert er ausdrücklich eine verstehende Betrachtung der Wissenschaftsentwicklung – eine Sichtweise also, in der die Prägung wissenschaftlicher Paradigmen durch die jeweiligen Zeitumstände sehr aufmerksam verfolgt wird. Der „Ausdifferenzierung der Gesellschaften folgt auf wissenschaftlicher Ebene die Differenzierung der geographischen Betrachtungsweise“ (50). Auch für das Fach als ganzes hat Werlens Vorgehen weitreichende Konsequenzen. Vervollständigen wir dazu das Bild, das soeben skizziert wurde: Fachsoziologisch gesehen, endet der Pfad, den Werlen mit dem Text „Sozialgeographie“ als Zugang zu seinem Denkgebäude angelegt hat, an einem Ort, zu dem es ansonsten kaum weitere Zugänge gibt. Werlen ist in Gefahr, sich zu isolieren. Er legt ein dreifaches Grabensystem um seine Position herum an: gegenüber anderen Lagern in der Humangeographie, gegenüber den Vertretern der nicht-sozialwissenschaftlichen Geographien und gegenüber den übrigen raumbezogenen Fächern. Da er die Überwindung dieser Gräben nicht als vorrangige Aufgabe für sich selbst ansieht, bürdet er anderen enorme Übersetzungs- und Mediationsaufgaben auf.

Doch entsprechende Mühen lohnen sich. Werlens stilistisch so einheitliches Denkgebäude ist (damit) so attraktiv und so voll von wertvollen Ideen und Forschungsansätzen, daß große Anstrengungen gerechtfertigt sind, um die Erreichbarkeit und Zugänglichkeit des Gebäudes zu verbessern. Werlen hat einen Text produziert, der eine große Zahl

von Anschlussmöglichkeiten für die drei soeben genannten Diskurse bietet. Dieses in der neueren deutschen Geographie seltene Potential gilt es zu nutzen.

4.2 Die „Sozialgeographie“ in der methodenorientierten Hochschullehre

Ein Handlungsfeld, das dafür in erster Linie in Betracht kommt, ist die Hochschullehre. Doch Werlens Informationsbuch eignet sich nicht als „hochschuldidaktischer Selbstläufer“ mit entsprechend breiter Wirkung. Diese muss, im Sinne des im Kapitel 2 erwähnten *change managements*, zielgerichtet organisiert und forciert werden. Ein Leitprinzip, das dabei empfohlen wurde, hieß Partizipation aller betroffenen und interessierten Gruppen. Dies im Handlungsfeld Hochschule zu realisieren, war ein Hauptanliegen des vorliegenden Diskussionsbeitrags. Er setzt auf die Studierenden als kritische „agents of change management“. Werlens Lehrbuch ist in diesem Zusammenhang ein potentiell höchst wirksames Instrument. Gerade wegen seiner meinungsstarken Positionierung auf dem Gebiet der raumbezogenen Wissenschaften eignet es sich dazu, jene Leitschemata, Bedeutungsstrukturen und Denkbahnen zu schaffen und zu festigen, von denen im Schlusszitat des Beitrags die Rede sein wird. In herausfordernder Weise nimmt der Text „Sozialgeographie“ sehr wichtige Fachinhalte und grundlegende method(olog)ische Fragen auf. Damit kann man sich im Studium nicht früh genug beschäftigen. Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Doch zumindest für die Anfangsphase des Studiums ist der anspielungsreiche Text zu komplex. Er bedarf der Handreichungen und Anleitungen durch erfahrene Dozenten aus der Geographie und aus anderen raumbezogenen Fächern. Sie können für jene Kontextualisierung und jenes „re-embedding“ sorgen, die der Text braucht – und verdient. Sollte solche Lehr- und Lernsituationen nicht verwirklicht werden können, dann kann man den Studierenden der Geographie – nochmals: Akteure des Wandels und nicht dessen Adressaten! – einige Ratschläge für selbst organisierte Lernstrecken in ihrem Studium geben (Kasten 8).

4.3 Ausblick: Vom Nach- zum Miteinander

Viele Einzelbeobachtungen zu Inhalt und Stil der „Sozialgeographie“ lassen den Schluss zu, daß Benno Werlen auf den Solitärcharakter seines Opus besonders großen Wert legt. Er ist auffällig bestrebt, die Anders- und Neuartigkeit seiner Wirklichkeitskonstruktion im Vergleich zu früheren Auffassungen der Geographie herauszustellen. Die diachron wie synchron außerordentlich vielgestaltigen Geographien sucht er mit dem Scheinwerfer seiner eigenen Weltperspektive ab. Er vermittelt dem Leser damit insgesamt eine Vorstellung von einer Wissenschaft der Aufbrüche, der Diskordanzen, der Innovationen. Diese Repräsentation des Faches trifft gerade auf die deutsche Humangeographie nur bedingt zu. Werlen betont Konflikt- und Bruchlinien, die es in dieser Schärfe nicht „gibt“ – anders, nämlich konstruktivistisch, gesagt: die man in dieser Schärfe nicht zu betonen braucht; die

man jedenfalls nicht betonen sollte, wenn es einem um den Ausbau von diskursiven Wegen zur wissenschaftlichen Wahrheit geht.

In seiner teleologischen Perspektive, die das eigene Werk als End- und nicht als Durchgangsstation sieht, bildet Werlen den langfristigen Forschungsverlauf als ein mehr oder minder konsistentes Nacheinander ab. Daß spätere Forscher auf den Schultern der früheren stehen und dort aus unterschiedlichen – oft guten! – Gründen zuweilen auch

Kasten 8

Ratschläge für das Eigenstudium als Einzelpersonen und in Gruppen

- Nutzen Sie das Informationsbuch von Benno Werlen als Anlaufstation, wann immer Sie können. Reiben Sie sich an dem Text, schärfen Sie ihre Fähigkeit, sich kritisch aus fachlicher und wissenschaftslogischer Perspektive mit wissenschaftlichen Aussagen zu befassen.
- Geben Sie eine traditionelle Ziel- und Idealvorstellung der Geographie, ein Brückenfach zwischen Natur- und Sozialwissenschaften zu sein, nicht vorschnell auf. Das Thema der Auseinandersetzung von Gesellschaften mit ihren natürlichen Umwelten hat Zukunft – leider, sollte man vielleicht angesichts der oftmals bedrohlichen Tendenzen sagen, die sich im Zusammenspiel von Klimaerwärmung, Bevölkerungszunahme und anhaltender Massenarmut in der Weltgesellschaft abzeichnen. Eine der engagierten, problemorientierten Geographien der Zukunft wird die Geographie der Mensch-Natur-Komplexe sein! Da Werlen Ihnen nur wenige Zugänge zu diesem weiten Forschungsfeld öffnet, kümmern Sie sich um diese Aspekte im Eigenstudium! Das neu aufgelegte große Lehrbuch von Peter Haggett (2001) bietet dafür in vielen Kapiteln aktuelle Bezüge.
- Verschaffen Sie sich frühzeitig einen breiten Überblick über die derzeit real existierende Vielfalt humangeographischer und über nicht-geographisch raumwissenschaftliche Forschungen. Wenn Sie in ihrem späteren Beruf auf diesem gesellschaftlichen Arbeitsfeld tätig werden (in der Forschung, in der Planung, im Regionalmanagement), dann werden Sie mit interdisziplinären Ansätzen konfrontiert.
- Schaffen Sie sich für diese Arbeit Vergleichsbasen. Wählen Sie dazu Übersichten, in denen die Vielfalt der aktuellen Geographien von kompetenten Vertretern des jeweiligen Paradigmas und das heißt mit einem gleich bleibenden Maß an Subjektivität und Empathie dargestellt wird. Greifen Sie beispielsweise zu dem erwähnten, in fachlicher wie didaktischer Hinsicht überzeugenden Einführungsbuch, in dem drei Herausgeber 36 Vertreter der britischen Humangeographie einladen, ihre spezielle Geographie darzustellen (Cloke [Hg.] 1999). Da können Sie erleben, was Humangeographie im Jahre 2000 alles sein kann!

länger verharren,²² kann zwar auch Werlen nicht übersehen, aber diese Tatsache bekommt in seinem individualistisch-voluntaristischen Weltbild keinen nennenswerten Platz. Im Gegensatz zum eigenen Bekunden am Beginn des Buches, ist Werlen nicht so sehr an dem konfliktreichen Miteinander verschiedener simultan existierender Geographien interessiert als vielmehr an der Darstellung eines diskordanten Nacheinanders in Richtung auf seine Geographie.

Abgesehen davon, daß damit nur ein partielles Bild der Humangeographie entsteht, gibt Werlen Integrationspotential preis. Dies aber hat die deutschsprachige Geographie heute besonders nötig (vgl. Kap. 2). Fachpolitisch wie inhaltlich ist ein Verständnis von Forschung gefragt, in dem das Mit- und das Ineinander betont werden, nicht das Nach- und das Gegeneinander. Die Aufgabe, die damit gestellt ist, ist alles andere als leicht zu lösen. Ihr Tiefgang sei abschließend mit einer längeren Textstelle des Wissenschaftsphilosophen Hans Lenk bezeichnet.

„Tätigkeitsworte wie ‚interpretieren‘, ‚konstruieren‘ werden zunächst auf *Personen* und nicht auf Systeme oder kognitive Teilsysteme angewendet. (...) Dasselbe gilt auch für das ‚Zuordnen‘ oder ‚Zuweisen‘ von ‚Bedeutung‘. Bedeutung selbst ist ja ein vergegenständlichender Ausdruck, der nicht einen idealen Gegenstand beschreiben kann, den etwa das Gehirn oder das kognitive System produziert oder gar absondert, sondern ein funktionaler Zusammenhang, der in Regeleinbindungen und dispositionell ausgeprägten Zuweisungspraktiken zum Ausdruck kommt. Eine Praxis ist wiederum Sache zunächst einer Person und nicht eines Teilsystems. Bedeutung ist kein Produkt, das von Person oder Gehirn generiert oder konstruiert wird, sondern eben ein Interpretationsmuster, das teilweise unbewußt dispositionell in Interaktion mit der Umwelt ausgebildet, teilweise durch symbolische Konvention, also durch kulturelle oder soziale Übereinkunft ausgebildet, festgelegt oder durch entsprechende Sozialisation und Verinnerlichung (‚Internalisierung‘) übernommen bzw. gestützt (sanktioniert oder institutionalisiert) wird. Bedeutungen sind allemal Interpretationskonstrukte – und zwar solche, die ihrerseits dem Interpretieren als Leitschemata oder Leitrahmen dienen.“ (Lenk 1993, 433)

Hier lässt sich ahnen, welchen Gesamtcharakter dieser zielorientierte Innovationsprozess haben und wie behutsam man sich auf den Erneuerungspfad fortbewegen muss; mit welchen individual- und gruppenpsychologischen Barrieren man zu rechnen hat; welche Empathie und wie viel gegenseitiges Vertrauen an den Tag gelegt werden muss.

Anmerkungen

- 1 Inwieweit es sich um *Marksteine* (Blotvogel) handelt, also um Artefakte zur Grenzmarkierung eines randlich gelegenen, neu besiedelten Landesteils, ist eine Frage, die einen – meist verdeckt bleibenden – Hintergrund der hier vorgelegten Überlegungen bildet.
- 2 Allgemein fällt dabei im Vergleich zu seinen früheren Schriften auf, daß die Bedeutung der theoretischen Vorgaben des Soziologen Anthony Giddens stark zurückgenom-

- men wurde. Statt dessen treten Klassiker der Mutterwissenschaften Ökonomie und Soziologie wie Polanyi, Schütz und Goffman als Kronzeugen stärker in Erscheinung
- 3 Werlens spezifischer Sprachgebrauch lässt es geraten erscheinen, nicht den hier nahe liegenden Terminus „Raumwissenschaftler“ zu verwenden. Ihm gibt, wie noch zu zeigen sein wird, Werlen eine besondere Bedeutung.
 - 4 Die Überlegungen greifen zu einem Teil frühere Diskussionsbeiträge des Vf. auf, knüpfen zum anderen Teil daran an.
 - 5 Die intensiven Debatten, die derzeit über grundlegende und praktische Fragen der Biomedizin, der Genforschung und der Tiermedizin geführt werden, zeigen, daß dies prinzipiell möglich ist. Je früher und intensiver sich das Fach selbst auf solche breiteren Diskussionen einstellt, desto besser – und desto wahrscheinlicher, daß sie sich über den engeren Kreis der Wissenschaft hinaus öffnen.
 - 6 Jürgen Oßenbrüggens Modell der „absoluten und relativen Verknappung der Ressource Raum und Konfliktpotentiale“ (hier zitiert nach Wolkersdorfer 2001, 165) lässt sich gut auf die Forschungslandschaft der Raumwissenschaften anwenden.
 - 7 Diese Analyse greift auf empirisch gut bewährte Befunde der Forschung über Organisationslernen zurück. „The ability [of the top management] to build relationships across the organization is becoming increasingly important to achieve goals. The development of a vision by senior management is most effective when the process involves members of the organization at different levels.“ (Antal/Dierkes 2000, 12-13)
 - 8 Daß diese Arbeit für einen Hochschuldozenten oder eine Hochschuldozentin unter den gegenwärtig an deutschen Universitäten herrschenden Bedingungen kaum zur Förderung der Karriere in einem Beruf beiträgt, der „Hochschullehrer“ heißt, sei noch einmal zu bedenken gegeben.
 - 9 Zu dieser einfachen Arithmetik konsekutiver Ausbildungsgänge vgl. Dürr 2001b.
 - 10 Noch einmal mit einiger Pedanterie: Sie spielen eine um so größere Rolle, je mehr flüchtigere Wissens Elemente aus dem Internet verwendet werden und je akuter die Diskussion um betrügerische Verfahren in der Wissenschaft öffentlich diskutiert werden.
 - 11 Wobei er übrigens wie auch an anderen Stellen erstaunlich nachlässig operiert. Eine Auswahl von Ungenauigkeiten: S. 226: Werlen zitiert Bartels 1970, 36: Sozialgeographie fragt nach den „Gleichgewichtsmustern der räumlichen, in Verknüpfung und Konkurrenz gegebenen Ordnung sämtlicher Produktionsfaktoren“; bei Bartels: Produktionsstandorte. – Das auf S. 222 in der 4. und 5. Zeile von unten aufgeführte Zitat steht bei Bartels (1970) nicht auf S. 30, sondern auf S. 33.
 - 12 Wichtig und klug, weil es darauf verweist, daß die Analyse mit der Verortung der Handelnden nicht beendet ist, daß also, anders gesagt, die von Werlen unterstellte Verkürzung der Analyse auf das rein Räumliche nicht Programm ist.
 - 13 Werlen verzichtet ganz weitgehend auf Querverweise zu anderen Stellen seines Buches. Das ist aus lernpraktischer Sicht bedauerlich, vor allem, wenn das Buch, das kein

Schlagwortregister enthält, von Studienanfängern im Eigenstudium benutzt werden soll.

- 14 Ein Antwortversuch auf diese Frage: Auch diese Abschottung gegenüber Traditionen des geographischen Denkens passt zu Werlens übergreifender, betont individualistischer und dezisionistischer Weltsicht.
- 15 Bei ganz genauer Lektüre kommt man nicht umhin, die Bedeutung dieser Anführungszeichen zu hinterfragen? Was sollen sie bedeuten? Werlens Distanzierung vom Raumkonzept auch in diesem Kontext?
- 16 Ein Bezug zu Werlens Text ergibt sich auf S. 342: Ein Forschungsbereich in einer der „Geographien normativer Aneignung“ ist die „Untersuchung des Verhältnisses vom sogenannten öffentlichen Raum und den privaten Verfügungsbereichen. Für die Alltagspraxis ist die Trennung zwischen privaten Orten und öffentlichen Plätzen von zentraler Bedeutung.“ Grundlegend zu diesem heute viel diskutierten Thema: Heckscher 1977.
- 17 Neben der Sozialgeographie gibt es für Werlen noch eine Anthropogeographie, bei der „der Mensch ‚als solcher‘ im Zentrum“ steht (11). Was das genau bedeutet und wie man damit umzugehen hat, erläutert Werlen nicht.
- 18 Ich selbst kenne keine schlagenden Argumente gegen die Verwendung des Begriffes Humangeographie. Interessant ist auch, daß es im Jenaer Geographischen Institut neben Werlens Lehrstuhl für „Sozialgeographie“ einen Lehrstuhl für „Wirtschaftsgeographie“ gibt. Vgl. dazu jetzt auch Dürr 2001b.
- 19 Vgl. dazu als nach wie vor klassische Unterscheidung von „philosophy“ und „methodology“: Harvey 1973, 5-9.
- 20 Jedenfalls weiterhin wohl nicht durch vorschnelle Klassifizierungen als „Nestbeschmutzer“ oder „Defätisten“. Es wird ohne ein gehöriges Maß an Bereitschaft zur Selbstkritik im Fach nicht gelingen, ihre Position in der Wissenschaftslandschaft zu verändern – was heute doch in aller Regel heißen würde: sie zu verbessern.
- 21 „Entankert“, wenn man damit nicht in bedenkliche Nähe zu einem geschmacklosen Kallauer geriete.
- 22 Hier ist ein Vergleich der früheren, gut 30 Jahre alten Auflagen des berühmten Lehrbuchs von Peter Haggett mit seiner neuen „Global Synthesis“ aufschlussreich. Ein spannungsreiches Seminarthema!

Literatur

- Alba, Alicia de u. a. 2000: Curriculum in the Postmodern Condition. (= Studies in the Postmodern Theory of Education 103) Frankfurt/M., New York.
- Antal, Ariane Bertoi, Meinolf Dierkes 2000: Organizational learning: Where do we stand? Where do we want to go? (= WZB-Papers FS II 00-105) Berlin.
- Bartels, Dietrich 1968: Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen. (= Erdkundliches Wissen 10) Wiesbaden.

- Bartels, Dietrich 1970: Einleitung. In: Ders. (Hg.) 1970: Wirtschafts- und Sozialgeographie. Köln, Berlin. S. 13-45.
- Bartels, Dietrich, Gerhard Hard 1975: Lotsenbuch für das Lehrfach Geographie. 2. Aufl., Bonn, Kiel.
- Beck, Ulrich (Hg.) 1998: Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M.
- Becker, Jens, Dorothea Hartmann, Susanne Huth, Marion Möhle 2001: Diffusion und Globalisierung. Migration, Klimawandel und AIDS – Empirische Befunde. Wiesbaden.
- Beyer, Susanne 2000: Die Kränkung der Diva. In: Der Spiegel Nr. 14, 17.4.2000, S. 220-224.
- Cloke, Paul, Philip Crang, Mark Goodwin (Hg.) 1999: Introducing Human Geographies. London.
- Dangschat, Jens 1998: Warum ziehen Gegensätze sich nicht an? In: Wilhelm Heitmeyer u.a. (Hg.) 1998: Die Krise der Städte. (= es 2036) Frankfurt/M. S. 21-96.
- Dürr, Heiner 2001a: Eintrag „Humangeographie“. In: Lexikon der Geographie. Bd. 2. Heidelberg (im Erscheinen).
- Dürr, Heiner 2001b: Eintrag „Raumwissenschaften“. In: Lexikon der Geographie. Bd. 3 Heidelberg (im Erscheinen).
- Dürr, Heiner 2001c: Studienreform in der Praxis – jenseits der Schlagworte. In: Rundbrief Geographie. Leipzig (im Erscheinen).
- Evers, Hans-Dieter, Rüdiger Korff 2000: Southeast Asian Urbanism. (= Market, Culture and Society 7) Hamburg.
- Fliedner, Dietrich 2001: Der anthropogene Raum, Gegenstand einer handlungs- oder einer prozeßorientierten Sozialgeographie? Zur Diskussion gestellt in: www.geographische-revue.de. Verwendet am 24.08.2001.
- Freis, Britta, Marlon Jopp 2001: Spuren der deutschen Einheit. Frankfurt.
- Freis, Britta; Marlon Jopp 2001a (Ms.-Druck 1998): Messen und Verstehen in der Wissenschaft. Geographisches Institut (= Materialien zur Raumentwicklung 58) Bochum.
- Glaeser, Bernhard 2001: The changing human-nature relationship (HNR) in the context of GEC. (= WZB-Papers FS II 01-301) Berlin.
- Haggett, Peter 2001: Geography. A global synthesis. Harlow.
- Hard, Gerhard 1973: Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. (= Sammlung Götschen 9001) Berlin, New York.
- Harvey, David 1973: Social Justice and the City. London.
- Hasse, Jürgen 1993: Ästhetische Rationalität und Geographie. Oldenburg (= Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung 12).
- Heckscher, August 1977: Open spaces. The life of American cities. New York u. a.
- Johnston, Ronald J., Derek Gregory, Geraldine Pratt, Michael Watts (Hg.) 2000: The Dictionary of Human Geography. Oxford u. a.
- Köberle, Sabine, Fritz Gloede, Leonhard Hennen (Hg.) 1997: Diskursive Verständigung? Mediation und Partizipation in Technikkontroversen. Baden-Baden.

- Lenk, Hans 1993: Interpretationskonstrukte. Frankfurt/M.
- Löw, Martina 2001: Raumsoziologie. (= stw 1506) Frankfurt/M.
- Lübbe, Hermann 1978: Praxis der Philosophie, Praktische Philosophie, Geschichtstheorie. (= Universal-Bibliothek 9895) Stuttgart.
- Maddox, John 1998: Die Wissenschaft steht noch immer am Anfang. In: Süddeutsche Zeitung, 29.12.1998.
- Meusburger, Peter (Hg.) 1999: Handlungszentrierte Sozialgeographie. (= Erdkundliches Wissen 130) Stuttgart.
- Michel, Paul (Hg.) 1997: Symbolik von Ort und Raum. (= Schriften zur Symbolforschung 11). Frankfurt/M.
- Miller, Roberta Balstad 1994: Interactions and collaboration in global change across the social and natural sciences. In: *Ambio* 23, 1 (February). S. 19-24
- Münch, Richard 2001: Offene Räume. (= stw 1515) Frankfurt/M.
- Poser, Hans 2001: Wissenschaftstheorie. (= Universal Bibliothek 18125) Stuttgart.
- Putnam, Hilary 1997: Für eine Erneuerung der Philosophie. (= Universal Bibliothek 9660) Stuttgart.
- Reichart, T.; C. v. Seidlein 2000: Brandenburger Ballett. In: Süddeutsche Zeitung, 27.6.2000.
- Reichert, Dagmar (Hg.) 1996: Räumliches Denken. Zürich.
- Reichert, Dagmar 1997: Zur Vorgeschichte einer Geographie von Menschen. Diss. Universität Wien: Grund und Integrativwissenschaftliche Fakultät (unveröff.)
- Reichert, Dagmar 1999: Das Denken: der Raum der Geographie. In: 259003². Wien: TU, Institut für künstlerische Gestaltung. S. 14-21.
- Reuber, Paul 1999: Raumbezogene politische Konflikte. (= Erdkundliches Wissen 131) Stuttgart.
- Rusch, Gebhard 1999: Stichwort „Konstruktivismus“. In: Nünning, Ansgar (Hg.) 1998: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart, Weimar.
- Seel, Martin 1999: Die Residenz des Radiergummis. Zu John Searle: „Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit“. In: *Die Zeit*, 27.5.1999.
- Stichweh, Rudolf 2000: Die Weltgesellschaft.(= stw 1500) Frankfurt/M.
- Sturm, Gabriele 2000: Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen.
- Tighe, Chris 2000: English border town where nationality is far from simple. In: *Financial Times*, May 3, 2000.
- Vielhaber, Christian 2001: So spannend kann Sozialgeographie sein. – <http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/38...qid0996837423/sr=8-1/028-3589726-6896531>. Verwendet am 3.8.2001.
- Werlen, Benno 1998: Wolfgang Hartke – Begründer der sozialwissenschaftlichen Geographie. In: Günter Heinritz, Ilse Helbrecht (Hg.) 1998: Sozialgeographie und Soziologie. (= Münchener Geographische Hefte 78) Passau. S. 15-41.

- Werlen, Benno 2000: Sozialgeographie. Eine Einführung. Bern, Stuttgart, Wien.
Willke, Helmut 2001: Atopia. Studien zur atopischen Gesellschaft. Frankfurt/M.
Wolkersdorfer, Günter 2001: Politische Geographie und Geopolitik zwischen Moderne und Postmoderne. (= Heidelberger Geographische Arbeiten 111). Heidelberg.

Einzelrezensionen

Michael Herbert: Kommunale Fehlentscheidungen erkennen und vermeiden. Irrationale Entscheidungsprozesse aus systemorientiert geographischer Sicht. Erlangen-Nürnberg 1998 (Nürnberger Wirtschafts- und Sozialgeographische Arbeiten, Bd. 52). 251 S.

Der Titel des Buches von Michael Herbert formuliert ein ausgesprochen zupackendes Programm, das, wenn nicht auf ein Thema der Forschung, so doch auf weithin geteiltes alltägliches Erleben reagiert: Die Politik, hier die Kommunalpolitik, könnte auch anders gemacht werden, und vor allem könnte sie besser gemacht werden. Den Beitrag, den die geographische Forschung dazu leisten sollte, erkennt der Autor darin, daß sie es unternimmt, die Politik über störende Einflüsse auf politisches Entscheidungsverhalten zu informieren und wissenschaftlich geprüfte Vorschläge zu unterbreiten, wie diese Störfaktoren so auszuschalten sind, daß die Politik den an sie gerichteten Ansprüchen an rationales Entscheiden in größerem Umfang als bisher gerecht werden kann (S. 2 f.).

Das ist eine durchaus berechtigte Problemstellung, die allerdings so neu auch wieder nicht ist. Um so mehr darf man sich wundern, weshalb eigentlich bislang derart wenig bei der wissenschaftlichen Beratung der Politik herumgekommen ist. Folgt man den Intentionen des Autors, ist die Ursache

darin zu sehen, daß die Möglichkeiten der Politikberatung entschieden unterausgenutzt sind, solange man nicht alle denkbaren Informationsverarbeitungsmöglichkeiten aufgreift, um ein umfassendes und vollständiges Bild der sozialen Verflechtungen in einer komplexen Gesellschaft zu erhalten. Aus der Notwendigkeit einer Komplettbetrachtung der Kommunalpolitik zieht Herbert zwei Schlußfolgerungen: Zum einen erkennt er hier den Anknüpfungspunkt für die politische Geographie, die rein politikwissenschaftliche Forschungen ergänzt, indem sie sich mit der Raumwirksamkeit politischer Entscheidungen befaßt (S. 4). Und er vertritt die Auffassung, daß aus der Komplexität der Aufgabenstellung auch Anforderungen an eine wissenschaftlich begründete Entscheidung über die Theorie abzuleiten sind, die zur Bearbeitung einer solchen auf das Ganze zielenden Problemstellung in Frage kommt (S. 26).

Herbert optiert für Systemtheorie. Das ist insofern eine interessante Festlegung, als Systemtheorien im letzten Jahrhundert in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen – Informatik, Physik, Biologie, Psychologie, Soziologie usw. – aufgetaucht sind. Auf der Basis ihres theoretischen Instrumentariums wurden abweichende und überraschende Beobachtungsmöglichkeiten in den jeweiligen Fächern und inzwischen auch viele Vergleichsmöglichkeiten zwischen so unterschied-

lichen Systemen wie Automaten, lebenden Systemen wie Nervenzellen, Immunsystemen, Gehirnen und sinnverarbeitenden Systemen wie psychischen und sozialen Systemen erzeugt.

Da liegt es nahe zu vermuten, daß auch die Geographie von der Systemtheorie profitieren könnte. Nur wie? Der Autor entschließt sich, seinem Lehrer Wiegand Ritter zu folgen. Er beschreibt die Kommune als territoriales Beziehungsgeflecht aus Bürgern, Wirtschaftsunternehmen, Kirchen, Presse und politischen Organisationen (S. 46 ff.), das seinerseits in eine umfassendere „Systemlandschaft“ aus anderen Kommunen, Regionalsystemen und schließlich nationalen Gesellschaften nach der Art eines Super- oder Allsystems eingebettet ist (S. 34). Zwischen den unterschiedlichen Teilen der Systemlandschaft postuliert Herbert vielfältigste Relationen und Rückkopplungsschleifen, deren Rekonstruktion im Bezug auf die Kommunalpolitik er als seine Hauptaufgabe ansieht. Dabei weist er dem in manchen Hinsichten übergeordneten, in anderen Hinsichten untergeordneten Systemelement Kommune eine herausgehobene Position dahingehend zu, daß sie dazu bestimmt sei, innerhalb ihrer Grenzen als „Gesamtregulator“ mit politischen Mitteln für die Koordination der Vielfalt der gesellschaftlichen Teilelemente zu sorgen (S. 40) und – nach Möglichkeit – die Angelegenheiten der auf ihrem Territorium lebenden Bürger gegen permanente Störungen durch die Dynamiken des Gesamtsystems auf Rationalität hin zu optimieren.

Es wäre leicht nachvollziehbar, wenn solche Überlegungen von Politikern mit Zustimmung bedacht würden, und deshalb

überrascht es nicht, daß sie tatsächlich besonders den Entscheidern in den Rathäusern anempfohlen werden (S. IX). Auch unter Politikwissenschaftlern mögen sich heute noch verwandte Vorstellungen halten, nach denen den Entscheidungen der Politik irgendwie ein Primat in den gesellschaftlichen Angelegenheiten zuzurechnen ist. Als Soziologe möchte man jedoch und als Systemtheoretiker muß man auf einer Einschränkung insistieren: nur in politischen, also auf kollektive Bindung von Verhalten zielenden Fragen! In wissenschaftlichen Fragen – Publikation von Wahrheitsaussagen – entscheidet dagegen primär das Wissenschaftssystem, in Glaubensdingen – Seelenheil trotz Abtreibung – das Religionssystem, in Rechtssachen – Erfüllung/Nichterfüllung von Vertragspflichten – das Rechtssystem und so fort. Das gilt dann, z. B. wenn wissenschaftliche oder wirtschaftliche Fragen angesprochen sind, natürlich auch wieder für die Politik selbst. Und die Politiker müssen, etwa wenn sie herausbekommen wollen, mit welcher Summe Geld der kommunale Haushalt durch die Neuausschreibung der Stelle des Theaterintendanten oder das neue Freizeitzentrum belastet werden wird, schon die Wirtschaft entscheiden lassen, welcher Preis dafür am Markt verlangt werden kann oder muß.

Der akribischen Konzentration des Autors auf die Interdependenzen der als relevant erachteten Systemelemente entgeht also etwas, worauf er hätte stoßen müssen, wenn er seine eigenen Theorieentscheidungen kontrollierter an der Systemtheorie orientiert hätte: die Independenz der Systeme. Wenn man überhaupt eine einzelne

Einsicht der Systemtheorie sinnvoll herausheben kann, ist es die, daß Systeme nicht nach dem Modell des Ganzen und seiner Teile gedacht werden können. Der Systembegriff der Systemtheorie meint vielmehr eine für jede Form von Systembildung konstitutive Differenz: die Differenz von System und Umwelt, die dadurch in die Welt kommt, daß ein System mit internen Operationen eine Grenze zwischen sich und seiner Umwelt einrichtet und in Anschlußoperationen stabilisiert. Das System selbst ist nichts anderes als diese Differenz, und die Grenze des Systems schafft eine Verbindung von System und Umwelt allein auf der Basis ihrer Trennung. Ausdifferenzierte Systeme können etwas nur tun, weil sie nur dieses tun können. Das politische System etwa kann bestimmte Sachverhalte nur deshalb kollektiv verbindlich entscheiden, weil es sie einzig und allein politisieren kann und nicht gleichzeitig auch noch unter Wahrheitsgesichtspunkten behandeln und alle Einwohner dabei liebhaben muß. An diesem Beispiel ist auch abzulesen, daß sich die Politik mit dieser Reduktion von unbearbeitbarer Umweltkomplexität auf die alleinige Operation kollektiv bindenden Entscheidens nicht nur aus ihrer Umwelt herauslöst. Sie handelt sich auch neue Abhängigkeiten gegenüber der Umwelt ein, weil anderes nun anderswo erledigt werden muß, Liebe beispielsweise in Intimbeziehungen oder Ausbildung im Erziehungssystem oder – und man ahnt, daß Umweltabhängigkeit in der Politik manchmal geradezu pathologische, das System überbeanspruchende Züge annehmen kann – öffentliche Meinungsbildung im System der Massenmedien.

Die Systemtheorie macht demnach darauf aufmerksam, daß ausdifferenzierte Systeme gesteigerte Unabhängigkeit immer mit gesteigerter Abhängigkeit von ihrer Umwelt kombinieren. In dieser Umwelt eines Systems können wieder viele andere Systeme mit anderen eigenen Operationsmodi und anderen eigenen Umwelten vorkommen. Aber es ist nicht möglich, diese vielfältigen System/Umwelt-Differenzen in ein alles umfassendes System einzuordnen. Was Herbert anbietet, ist dagegen eine fundamental andere Sicht auf Systeme, die nach Art der in den 70er Jahren betriebenen Ökosystem-Analyse oder der Modellierung von Weltsystemen vorgeht und alles Vorkommende in einen Allzusammenhang einzubeziehen versucht. Das ist eine Vorstellung, in der es nicht die Systeme selbst sind, die ihre Grenze festlegen, sondern der wissenschaftliche Beobachter, der sich eine Systemlandschaft zuschneidet. Man sollte nicht „zu eng“ (S. 34) schneiden, warnt der Autor, ohne uns zu informieren, wie man – professionelle Anstrengung vorausgesetzt – ein Ableiten ins Bodenlose vermeidet, das für ein relationierendes Denken dieses Typs charakteristisch ist. Mit Systemtheorie hat das alles wenig zu tun. Aus ihrer Perspektive wäre ein ganz anderer Disclaimer angebracht, nämlich der, daß auch dieses Letztsystem wieder nur in einer Umwelt vorstellbar wäre, die den Möglichkeiten dieses Systems Grenzen setzt und durch Störungen der Systemprozesse erfahrbar wird.

Sind die Prämissen einmal so auf die Betrachtung eines Ganzen gestellt, wie es der Autor tut, hat das auch Folgen für den Begriff der rationalen politischen Entschei-

derung, der unter diesen Bedingungen noch formulierbar ist. Rationale Entscheidungen sind dann gewissermaßen eine Perfektionsform des Entscheidens, die ein möglichst vollständiges Verständnis aller Interdependenzen der Entscheidungslage voraussetzt, und kommunalpolitisch rationale Entscheidungen folgen dieser Vorgabe, indem sie die raumwirksamen Verflechtungen der Kommune so komplett wie möglich berücksichtigen (S. 21 f.). Kommunalpolitikern wäre Rationalität dann zuzuerkennen, wenn sie zielorientiert auf die Bedürfnisse der Bevölkerung hin gestalterisch tätig würden und wenn sie dieses nach bestem Wissen und verantwortungsbewußt täten (S. 22). Sie würden reaktives Entscheiden vermeiden (S. 98), lange Zeithorizonte nicht aus dem Auge verlieren (S. 102), immer gut informiert sein (S. 103), sich rechtzeitig und souverän gegenüber den Störungen organisierter Interessen an veränderte Lagen anpassen (S. 111), Entscheidungszwängen ausweichen (S. 114), ihre Ziele konkretisieren (S. 121) und sich regelmäßig weiterbilden (S. 134).

Mein Einwand ist nicht, daß dieser in der Aufzählung noch gekürzte Katalog schon unter dem Gesichtspunkt interner Konsistenz auf Rationalitätsdilemmata auflaufen muß, so daß man sich fragen kann, wie unter solchen Bedingungen überhaupt entschieden werden sollte. Mich irritiert vielmehr die ausgesprochen konkrete Ebene der Begriffsbildung, die schwer mit den theoretischen Ansprüchen des Autors vereinbar ist. Auf diese Weise kommt er zwar zu einem Allgemeinbegriff rationalen Entscheidens, aber nicht mehr zu einer Distanzierung von Selbstbeschreibungsformeln

wie der des Gemeinwohls, die in der Politik im Außenkontakt häufig benutzt wird. Erneut kann man sich vorstellen, daß Herberts Ausführungen bei Politikern auf Beifall stoßen, aber doch nicht, daß sie sich tatsächlich so verhalten, wenn sie sich mit Milieukennntnis am politischen Geschehen beteiligen. Eine Theorie der Systemdifferenzierung hätte hier andere Möglichkeiten geboten. Sie hätte es nahegelegt, zunächst zu fragen: Rationalität im Kontext welchen Systems? Wenn man so fragt, hat man sich von einem alles übergreifenden Konzept der Rationalität längst verabschiedet. Realisierbar bleibt nur Systemrationalität. Bounded rationality, wie man heute sagt, und das ist eine keineswegs alternativenlose, voraussetzungsreiche und Zeit verbrauchende Form der Selbstbeobachtung eines Systems, bei der die Unterscheidung des Systems von seiner Umwelt als nur eine von anderen möglichen Unterscheidungen gehandhabt wird. Auch das politische System kann sich auf diese Weise beobachten, indem es Abstand zu eigenen, politischen Operationen sucht und prüft, wie politische Entscheidungen in der innergesellschaftlichen Umwelt so aufgenommen werden könnten, daß die in dieser Umwelt ausgelösten Effekte ihrerseits zu Ergebnissen führen, mit denen in der Politik ohne größere Turbulenzen, also ohne Auswechslung der Regierung oder der Mandatsträger, weitergearbeitet werden kann.

Es ist offenkundig, daß rationale Kommunalpolitik dann nur noch eine, oftmals nicht einmal die bestmögliche Option ist. Politisch wäre zwar immer noch, was die Kommunalpolitik als politisch beschreibt, von der Höhe der Parkgebühren über die

von Herbert merkwürdig einseitig hervor gehobene Wirtschaftsförderung bis zur Einrichtung des Sperrbezirks für Liebesdienste. Aber eine ausschließlich unter Rationalitätsgesichtspunkten gemachte Politik würde sicher zunächst dazu führen, daß die Quote der Entscheidungen, nicht zu entscheiden, steigt oder – was wir gegenwärtig an politischen Versprechungen zur Beschaffung von Arbeitsplätzen sehr deutlich beobachten können – dazu, daß sich die Politik Probleme sucht, die für sie unlösbar sind, so daß sie gefahrlos Problemlösungen erfinden kann, weil sie ohnehin nichts Effektives zur Steigerung des in der Wirtschaft zu finanzierenden Konsums von Arbeit beizutragen vermag.

Eine letzte Einschränkung ist noch zu formulieren: Daß die Antworten des Autors an weitgehend überholte Theorielösungen anknüpfen, kann man nur bedingt seiner Schrift zurechnen. Meine zugegebenermaßen etwas pauschale Vermutung dazu ist die, daß die in der Geographie übliche Reklamation eigener Zuständigkeit in allen wissenschaftlichen Fragen, sofern sie nur den Raum betreffen oder als den Raum betreffend vorgestellt werden können, Theorieinnovationen eher behindert, als daß sie sie befördert. Auch in der Geographie ist diese Gegenstandsbestimmung inzwischen nicht mehr unumstritten. Als derzeit noch unverzichtbare Prämisse geographischer Forschung legt sie jedoch auf ontologische Positionen fest, nach denen die Wissenschaft ein irgendwie außerhalb der Phänomene angesiedelter objektiver Beobachter ist, der Raumsysteme wie Dinge von einer Metaposition aus beschreibt (S. 34). Zwar kann man auch das noch analysieren als

eine der Wissenschaft von der Gesellschaft abverlangte Leistung, die gebraucht wird, um wirtschaftliche, rechtliche und vor allem politische Entscheidungslasten zu externalisieren. Man ist schließlich gutachterlich beraten worden, daß die Realität nun mal so ist, wie sie laut Auskunft der Wissenschaft ist. Aber um dieses Externalisierungsmanöver erkennen zu können, bräuchte man dann schon eine Theorie vom Typus der Systemtheorie, die zwischen verschiedenen Beobachtern und den von ihnen konstruierten Realitäten unterscheiden kann.

Klaus Kuhm

Mary Kaldor: Neue und alte Kriege. Frankfurt/M. 2000 (Edition Zweite Moderne). 279 S.

Für die Politische Geographie im mundialen Maßstab ist dies einer der wichtigsten Grundlagentexte seit langem. Mary Kaldor legt eine bahnbrechende zusammenfassende Analyse jener neuen Konfliktsituationen und Kriege vor, die in vielen Teilen der Welt Angst und Schrecken unter den Betroffenen auslösen und die Öffentlichkeit und Politiker zu ratlosen Beobachtern machen. Ruanda, das ehemalige Jugoslawien (in einer besonders ausführlichen Fallstudie), Sierra Leone, Sudan: Im Einklang mit Sven Lindqvists aufrüttelndem Afrika-Bericht und anders als neoliberale Bestsellerautoren wie etwa David Landes, scheut Mary Kaldor nicht den Blick tief

hinein ins Herz der Finsternis unserer globalen Moderne.

Neue Kriege sind für Kaldor Ausdruck einer globalisierten Kriegswirtschaft. Sie zeichnen sich außerdem dadurch aus, dass es politisch zumeist „um Machtansprüche auf der Basis scheinbar traditioneller Identitäten (Nation, Stamm, Religion)“ geht. Kriminelle Gruppen schüren ein „menschliches Raubtierverhalten“, das unter anderem zur Bildung neuer Netze regressiver Sozialbeziehungen führt. Man sieht schon an diesen Zitaten, dass der Text für Geographen auch aus methodologischer Sicht wichtig und interessant ist. Wie viele andere Autorinnen und Autoren betreibt Mary Kaldor Geographie, ohne dies zu sagen und ohne das Fach ein einziges Mal zu erwähnen. Einmal mehr bewährt sich Geographie als analytisch tragfähige Perspektive. Drei Beispiele dafür. (1) Einen Grundkonflikt fast aller modernen Kriege sieht Kaldor in der wachsenden kulturellen Diskrepanz zwischen „Globalen“ und „Ortsgebundenen“; die zunehmend unterschiedlichere räumliche Ver- und Entankerung sozialer Gruppen bietet den Kriegstreibern immer neue Ansatzpunkte für das Schüren von Konflikten. (2) Den Niedergang lokaler und regionaler Ökonomien in Kriegs- und Konfliktgebieten erläutert Kaldor mittels einer präzisen Analyse von räumlichen Verflechtungen aller Art (besonders anschaulich: die Graphik 5.1 mit dem erläuternden Text). (3) Ebenso kenntnisreich wie schonungslos beschreibt Kaldor, wie erfindungsreich die Akteure der neuen Kriege auf der lokalen und regionalen Ebene sind, wenn es darum geht, Räume für ihre Zwecke zu organisieren und herzurichten: durch

die Abriegelung von Lebensräumen, durch die Beseitigung von symbolhaltigen Artefakten (siehe Afghanistan Ende Februar 2001!), durch ethnische Säuberungen (siehe den Dayak-Maduresen-Konflikt in Kalimantan/Indonesien im Februar 2001); durch kriminelles Eintreiben von Schutzgeldern u.v.a.m. Solche Praktiken der Raum(un)ordnung dienen vielfach der persönlichen Bereicherung, sie können beispielsweise Bestandteile eines „Verkaufsspiels“ sein, bei dem Regierungstruppen den Rebellen Waffen, Munition und Land überlassen, um „Gegenden in dauerhafter Instabilität und Unsicherheit zu halten“. Das alles vollzieht sich an vielen Stellen der Erde in gefahrenträchtigen Schattenreichen, die sich der sozialwissenschaftlichen Analyse nicht leicht erschließen. Raub, Plünderung, Erpressung, Vergewaltigung, Geiselnahme: Was dort an Barbarei zum Vorschein kommt, ist voller Grauen. Aber nicht nur Politiker, auch Wissenschaftler werden diese Grauenhaftigkeiten aushalten müssen, wenn sie die heute Globalität der Welt realistisch beschreiben, besser verstehen und in eine weniger gewalttätige Zukunft führen wollen. Hier hat Mary Kaldor Pionierarbeit geleistet und Standards gesetzt.

In ihren praktischen Schlussfolgerungen votiert Mary Kaldor, auf Kants Vorstellungen von einem Weltbürgerrecht fußend, für eine offensive Politik des Kosmopolitismus, der „Toleranz, Multikulturalismus, Zivilität und Demokratie einbegreift“. Sie setzt diese Position sehr explizit ab sowohl von Samuel Huntingtons Strategie einer „Block-Mobilisierung auf der Basis exklusiver Identitäten“ als auch von dem

gesellschaftstheoretisch begründeten Pessimismus eines Zygmunt Bauman oder Norbert Elias. Als empirische Grundlage ihres aufmunternden Votums dienen die kleinen „Inseln der Zivilität“, die sie in vielen Konfliktgebieten glaubt ausmachen zu können. Diese geradezu verbissen optimistische Grundhaltung verdient allen Respekt. Ob sie angesichts aktueller Weltentwicklungen, wie sie fast täglich zu verfolgen sind, gerechtfertigt und realistisch ist, wird sich zeigen müssen.

Literatur

Landes, David 1999: Wohlstand und Armut der Nationen. Berlin.

Lindqvist, Sven 1999: Durch das Herz der Finsternis. Frankfurt/M., New York.

Heiner Dürr

Markus Wissen: Die Peripherie in der Metropole. Zur Regulation sozialräumlicher Polarisierung in Nordrhein-Westfalen. Münster 2000. 293 S.

Markus Wissen legt eine bemerkenswert solide, aktuelle und vor allem kritische Studie zum Entstehungs-, Begründungs-, und Verwertungszusammenhang der struktur- und regionalpolitischen Programme in Nordrhein-Westfalen vor. Dieses ist – um es vorwegzunehmen – ein außerordentlicher Verdienst und macht das Buch trotz, stellenweise auch wegen seiner expliziten Werthaltung im Lager der „materialistischen Staatstheorie“ (S. 37), der man

zustimmen mag oder nicht, zu einer Arbeitsplattform mit Lehrbuch-Charakter.

Einige nicht unerhebliche Defizite lassen es allerdings (leider) nur für „Fortgeschrittene“ im Bereich der politisch orientierten Regionalwissenschaften bzw. regional interessierten Politikwissenschaften geeignet erscheinen.

Das Buch bemüht sich im Kern um Wandel und Bestand der politischen Gestaltungschancen angesichts der ökonomischen Globalisierung. Der Verfasser geht der Frage nach, „wie sich strukturpolitische Intervention auf regionalstaatlicher Ebene verändert, um die zunehmenden sozialräumlichen Widersprüche prozessierbar zu machen, um also zu verhindern, daß die Widersprüche sich in einer Weise entfalten können, die eine Bedrohung für die soziale Stabilität“ (S. 13) bedeuten.

Dazu werden zunächst die Debatten über neuere politikwissenschaftliche Konzepte des Staates aufgearbeitet (Kap. 2, S. 27-39), dem eine eingehende kritische Entwicklungsanalyse der sozialdemokratischen Strukturpolitik in Nordrhein-Westfalen folgt (Kap. 3, S. 4-100) und am Fallbeispiel der Emscher-Lippe-Region für die 90er Jahre vertieft wird (Kap. 4, S. 101-207). Das kürzere – zu kurze – Kapitel 5 (S. 208-232) versucht, Schlußfolgerungen zur Thematik der Regulation der sozialräumlichen Polarisierung zu skizzieren.

Markus Wissen leistet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der staatlichen Intervention, ihrer Strategien und Programme sowie der ihr zugrunde liegenden Machtverhältnisse. Wo die gesellschaftlichen Akteure um die Durchsetzung ihrer Interessen ringen, bleibt im neuen Kapitalismus, deren

„liberaldemokratische Institutionen“ nach Meinung des Verfassers (S. 230) schon in die Krise gekommen seien, die solidarische Gestaltung menschlichen Zusammenlebens auf der Strecke. Es ist das Verdienst des Verfassers, diese neue Realität selbst wieder zum Gegenstand der Analyse gemacht zu haben. Hierzu erweist sich der Ansatz der kritischen Theorie durchaus als befruchtend und wertvoll, zumal sich vergleichbare Positionen in der Region seit einer halben Generation mit wenigen Ausnahmen (z. B. Böhmer, Rommelspacher) kaum mehr zu Wort gemeldet haben.

Die Analyse sozialdemokratischer Strukturpolitik unter den Strukturzwängen der Diversifizierung, Modernisierung, Neo-industrialisierung (Kap. 3) und schließlich Globalisierung (Kap. 4 anhand der Fallstudie Emscher-Lippe-Region) belegt eindrücklich einen (krisengetriebenen) Entwicklungspfad, der die Schlußfolgerungen des Verfassers stützt: Der Staat erscheint strukturell unfähig, der sozialräumlichen Polarisierung mit problemadäquaten strukturpolitischen Konzeptionen zu begegnen. Vielmehr erweisen sich die strukturpolitischen Programme – zumindestens am Beispiel der Emscher-Lippe-Region nachvollziehbar – trotz mancher (bescheidener) Erfolge eher als „Formen symbolischer Problembearbeitung“, die zum einen durchaus zum Erhalt der sozialen Stabilität, zum anderen aber auch, da wahlkampf-taktisch immer auch geschickt plazierte, zum Überleben der Regierungspartei beitragen. Zu diesem Befund steht das Ergebnis in gewissem Widerspruch, das eine „strukturelle Unfähigkeit“ des Staates bescheinigt, einer sozialräumlichen Polarisierung mit struk-

turpolitischen Konzepten zu begegnen (S. 223).

Die Wahl der Emscher-Lippe-Region als Fallstudie erweist sich als überzeugend. Macht sie doch deutlich, daß diese Region aufgrund des regionsspezifischen Entwicklungsgangs „zu spät“ kommt, um die Vorzüge einer sozialverträglich abfedernden Strukturpolitik des Landes (und der dazu erforderlichen EU-Mittel), zunächst angesichts der Vereinigung und dann im Hinblick auf die Osterweiterung der Europäischen Union, genießen zu können. Dagegen dürften deregulierte und dezentrale Strategien der „endogenen Potentialentwicklung“ für diese Teilregion ein Szenario wahrscheinlich machen, das in erster Linie auf dem durch Preiswettbewerb geprägten Markt für wenig anspruchsvolle Produktion und Dienstleistungen mitzuhalten versucht (S. 207). Die Bemühungen um die gute alte, aber weitgehend erfolglose Ansiedlungspolitik von Betrieben, die die Gründungs- und Profilierungsprogramme ergänzen muß, weisen ebenso in diese Richtung wie die in absehbarer Zukunft weiterhin knapper werdenden Mittel des Landes und der EU.

Leider muß betont werden, daß der Titel der Arbeit zu erheblichen Mißverständnissen verleitet: Wer eine auch nur in Ansätzen empirische Primär- oder Sekundär-Analyse, vielleicht auch nur eine Bestandsaufnahme und Prozessbeschreibung der sozialräumlichen Polarisierung erwartet, wird enttäuscht. Hier rächt sich, daß zwar wichtige Begriffe wie „Strukturpolitik“ und „Intervention“ geklärt werden, nicht aber die titelgebenden Kernkonzepte Peripherie/Metropole und „sozialräumliche Polarisie-

„Vielmehr scheint sich das (ungeklärte) Konzept der „sozialräumlichen Polarisierung“ chamäleonhaft zu wandeln zur „sozialräumlichen Differenzierung“ (S. 207) oder zur „sozialökonomischen Dynamisierung“ (S. 209). Selbst ein einfacher Beleg z. B. zur regional differenzierten Entfaltung der Arbeitslosigkeit fehlt.

Auch scheint die Methode in gewissem Widerspruch zur angestrebten Ergebnisstruktur zu stehen. Können oder sollen die 17 Experteninterviews – aus „systemimmanenter“ Perspektive gegeben – wirklich das steuerungspolitische Versagen des Staates belegen? Es steht zu vermuten, daß über den Umgang mit diesem „Material“ keine Auskünfte oder methodischen Hinweise gegeben werden, daß es sich bei den entsprechenden Ergebnissen vielmehr um die Interpretation im Lichte vorgefaßter Theorie-immanent gesetzter – nicht belegter – Tatsachenbehauptungen über die Existenz einer sozialräumlichen Polarisierung bzw. entsprechender Prozesse handelt. Eine derartige „Setzung“ wird zwar durch eine Reihe empirischer Analysen anderer Autoren (z. B. zu den problematischen „A-Gruppen“: Arme, Ausländer, Alleinerziehende und Alte fortlaufend im Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung/ZEFIR an der Ruhr-Universität Bochum) belegt. Diese Analyse-Ebene bleibt aber im Interessens-Horizont des Verfassers unerwarteter- und unverständlicher Weise ausgeblendet. Konsequenterweise wird eine „Brücke“, ein Verbindungsglied zwischen dem zweifellos vorhandenen und prinzipiell mit nur wenig Mehraufwand herstellbaren Erklärungsgehalt der Ergebnisse des Verfassers und der (thematisch ja versprochenen) empiri-

schen Sachverhalte nicht gesucht und nicht angeboten.

Warum der Verfasser der Internationalen Bauausstellung „IBA Emscherpark“ – einem überaus wichtigen landespolitischen Experiment im Rahmen der regionalisierten Strukturpolitik – mit nur 5 Seiten ein Mauerblümchendasein bescheidet, bleibt unverständlich.

Empfehlungen seitens des Verfassers, in welche Richtung nun die „emanzipatorische Politikformulierung“ denken sollte und könnte, wären durchaus konkreter formulierbar gewesen als das in den wichtigen und abschließenden Fragen zum Ausdruck kommt: „Warum entfernt sich die Gesellschaft (...) in rasendem Tempo von einem Zustand, in dem demokratischere und sozialere Verhältnisse bestimmend sein könnten? Wo schließlich ließen sich Ansatzpunkte finden, um diese für viele Menschen schon heute zerstörerischen Entwicklungen aufzuhalten?“ (S. 231)

Implizit gelingt es dem Verfasser ohne Zweifel, einen wichtigen Beitrag zur emanzipatorischen politischen Praxis zu leisten (S. 9). Die Verkürzungen und Defizite sind störend und bedauernswert, lassen sie doch ein wichtiges Potential der Arbeit ungenutzt. Trotz der recht bitteren Wermutstropfen bleibt Markus Wissens Werk eine wichtige und dennoch wohltuende und ausgesprochen lesenswerte Bereicherung der akademischen Lehre und wohl auch der ihrer kritisch reflexiven Verantwortung noch nicht entsagenden emanzipatorischen planungspolitischen Praxis.

Bernhard Butzin

Hohn, Uta: Stadtplanung in Japan: Geschichte – Recht – Praxis – Theorie. Dortmund 2000. 536 S. (zugl.: Duisburg, Univ., Habil.-Schr., 1998 u. d. T.: Hohn, Uta: Stadtplanung, Stadterneuerung und Stadtumbau in Japan)

Mit der vorliegenden Publikation wird eine außergewöhnliche, grundlegende Arbeit über die Stadtplanung, Stadterneuerung und den Stadtumbau in Japan einem breiten Leserkreis zugänglich gemacht. Im Zusammenhang mit der gegenwärtig national und international geführten Diskussion über die Zukunft der Städte im neuen Jahrtausend und die damit verbundene Legitimation von Stadtplanung und ihrer Steuerungsfunktion besitzt das Erscheinen dieser Arbeit besondere Aktualität. Das gilt umso mehr angesichts der Wissensdefizite über den Entwicklungsstand von Stadtplanung in Japan, einem hochentwickelten Land mit außerordentlich hohem Urbanisierungs- und Metropolisierungsgrad. Einen potentiellen Gewinn deutscher Stadtplanung aus den japanischen Planungserfahrungen sieht die Autorin vor allem in der stadtplanerischen Diskussion um Urbanität, Dichte, Funktionsmischung und ÖPNV-Konzepte sowie die Leitbilder der kompakten und der Netz-Stadt. Das gilt auch für Erfahrungswerte auf dem Gebiet der Partizipation der Bürger an Planungsprozessen auf der Mikroebene und für Inspirationen durch städtebauliche Projekte (S. 21).

Der Autorin ist auf der Grundlage einer über sechsjährigen intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit japanischer Stadtplanung und Stadtentwicklung, profunder Sprachkenntnis und eines langen

Forschungsaufenthalts in Japan eine hervorragend recherchierte und tiefgründige Analyse des dortigen Planungssystems und der Planungspraxis gelungen. Sie wertet dabei eine Fülle von japanischsprachigen Gutachten, Projektunterlagen und Fachliteratur aus. Darüber hinaus tragen zahlreiche Gespräche und Diskussionen mit Experten in Ministerien, Planungsbehörden, Baugesellschaften und mit den Bürgern vor Ort zum Erfolg des Forschungsvorhabens bei. Das methodische Geschick der Autorin, theoriegeleitet die Entwicklung von Stadtplanung, Planungsrecht und Planungspraxis stets mit dem Wechsel von Aspekten und Maßstabsebenen des stadträumlichen Wandels zu verbinden, haben zu dem hohen theoretischen und empirischen Gehalt der Publikation geführt.

Die Publikation gliedert sich in die drei Hauptteile Planungsgeschichte, Planungsrecht und Planungspraxis. Mit dem Überblick über die Entwicklung der Stadtplanung seit der Meiji-Zeit (ab 1868) bis zu den jüngsten Entwicklungen seit der Reform des Stadtplanungs- und Baunormengesetzes 1992 liefert Hohn ein gründliches, in dieser Komplexität bisher unbekanntes Fundament zum Verständnis der aktuellen Stadtplanungspraxis (S. 41-110). Daran schließt sich die Analyse des japanischen Stadtplanungsrechts an, die die für das Aufgabenfeld Stadterneuerung/Stadtumbau wichtigen Regelungen und Instrumente (Planungsgesetze einschl. Förderprogramme) in ihrer historischen Genese, ihrer Relevanz für die Planungspraxis und ihrem planungstheoretischen Gehalt diskutiert (S. 111-272). Schließlich werden im planungspraktischen Teilabschnitt 16 Fallbei-

spiele von Stadterneuerung und Stadtbau, geordnet nach sechs Haupttypen, vorgestellt (S. 273-492). Dabei werden die Kriterien stadträumliche Lage, Planungsziele, Planungsträger, Planungsverfahren und Planungsinstrumente bei der Typisierung berücksichtigt und jeweils auch in ihrer Wirksamkeit beschrieben.

Aufgrund der Bedeutung des Katastrophenschutzes in den erdbebengefährdeten Städten Japans erörtert die Autorin die Entwicklung der Katastrophenschutzplanung, bezogen auf Stadterneuerungs- und Stadtumbauprojekte gesondert (S. 493-514).

Eine bedeutende Rolle spielen in der Publikation eine Beschreibung und Bewertung der Bürgerbeteiligung und ihrer spezifischen Formen (S. 100-103, 515-523).

Folgende inhaltliche Elemente des Buches scheinen dem Rezensenten in Anlehnung an die Ausführungen der Autorin besonders hervorhebenswert:

Im Einführungskapitel (S. 17-29) wirft Hohn eine Reihe von theorierelevanten Fragestellungen zu Erklärungsmustern der japanischen Stadtentwicklung, zu Planungsparadigmen und zum planungstheoretischen Diskurs zwischen Moderne und Postmoderne auf. Sie verweist dabei insbesondere auf die Rolle historischer, soziokultureller und rechtlicher Determinanten, die sich im Zusammenhang mit der Analyse japanischer Stadtentwicklung aufdrängen.

Beim Überblick über die japanische Stadtplanungsgeschichte macht sie eingangs darauf aufmerksam, dass mit Beginn der Meiji-Periode (1868) der Umbau der feudalabsolutistischen Burgstädte im Vordergrund stand. Hierbei war die Übernah-

me europäischer Städtebauleitbilder zu verzeichnen. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges diente die Stadtplanung in Japan vor allem der Machtdemonstration des Kaiserreiches und wurde für militärische und wirtschaftliche Interessen instrumentalisiert. Soziale Aspekte blieben weithin ausgeklammert (S. 24). Im Stadtplanungs- und Baugesetz von 1919 lägen die Wurzeln eines Zentralismus, der bis heute das Stadtplanungsgeschehen in Japan prägt, auch wenn in jüngerer Zeit mit den Gesetzesreformen von 1968 und 1992 eine Dezentralisierung von Entscheidungskompetenzen und eine Stärkung der kommunalen Ebene sichtbar werde (S. 51). Dennoch ist im Unterschied zur deutschen Planungspraxis in Japan die kommunale Planungshoheit bis in die Gegenwart nur in Ansätzen erkennbar.

Nach einer Periode des Wiederaufbaus (1945-1955) stand die Stadtplanung ganz im Zeichen von Ökonomisierung und Modernisierung unter dem Primat hohen Wirtschaftswachstums (1956-1967), ohne dass ein angemessenes Planungsrecht mit hoher Regelungsdichte bestand. Die Folge war die ungeordnete, zersiedelnde Expansion der Städte samt Umweltzerstörungen. Im Anschluß brachte die Periode vom Erlass des Zweiten Stadtplanungsgesetzes im Jahre 1968 bis 1992 mit den neuen gesetzlichen Ordnungen von 1968 bis 1970 mehr demokratisches Gedankengut und Werte wie Kultur, Tradition, Umweltschutz und Lebensqualität sowie schärfere Kontrollmechanismen in die Stadtplanung ein. Dies erfolgte unter dem Druck der sich verschlechternden Lebens- und Umweltbedingungen in den Städten und aufkommender

Bürgerbewegungen. In der Stadtplanungshierarchie erhielt nun die präfekturale (bezirklich-regionale) Planungsebene primäre Entscheidungskompetenzen. Vorher lagen diese erstrangig zentral beim Bauministerium in Tokyo.

Die 80-er Jahre waren in Japan eine Zeit einer ausgeprägten Deregulierungsphase und „Bubble-Economy“ („Seifenblasen-Wirtschaft“), in der dem Privatsektor durch Milderung der Planungs- und Bauvorschriften besondere Anreize für private Bauprojekte angeboten wurden. Als Gegenströmung zu der von Teilen des Großkapitals und der Bauindustrie initiierten und dominierten Stadtentwicklung entfalte sich gerade in dieser Zeit auch die Partizipation der Bürger am Planungsgeschehen auf Mikroebene in städtebaulichen Problemgebieten (S. 89). Der Einbruch der „Bubble-Economy“ (1990-92) fand dann seine Widerspiegelung in den Stadtplanungs- und Baunormengesetzen von 1992 und 2000 mit einer weiteren Stärkung der präfekturalen und kommunalen Ebene. Dennoch wird die kommunale Ebene von der präfekturalen dominiert.

Unter den rechtlichen Grundlagen der Stadterneuerung und des -neubaus wird in der Publikation der Flächennutzungsplanung als dem Fundament japanischer Stadtplanung breiter Raum gegeben (S. 111-172). Verschiedene Plantypen werden in ihrer Umsetzung auf räumlicher Ebene diskutiert. Ausführlich werden auch Überlagerungen der Plantypen durch andere Rechtskonstruktionen (Sondernutzungsdistrikte u. a.) kommentiert und der Versuch einer Bewertung unternommen. Mit der Distriktplanung (Quasi-Bebauungsplanung) wurde

erst 1980 der Stadtplanung ein Instrument zur verschärften städtebaulichen Kontrolle auf der Mikroebene zur Verfügung gestellt. Es folgen in der Publikation ausführliche Kommentierungen zum Stadterneuerungsgesetz von 1969 und dem besonders wichtigen Bodenumlegungsgesetz (S. 221-240). Die Fülle der in der Arbeit untersuchten rechtlichen Grundlagen wird schließlich mit der Vorstellung von Gesetzen und Programmen zur Wohn- und Wohnumweltverbesserung sowie zur Schaffung neuer Wohngebiete abgerundet (S. 241-271). Die Wirksamkeit der Rechtsordnungen wird jeweils an Beispielen behandelt.

Die planerische Praxis der Stadterneuerung in Japan wird lebendig bei den äußerst vielschichtig dargestellten Fallbeispielen, die sich nicht nur auf die Tokioter Region, sondern auch auf die hochurbanierten Räume von Osaka-Kobe, Nagoya und das Regionszentrum Sendai in Nordjapan beziehen. Die Darstellung dieser Fallbeispiele (S. 273-492) erschließt dem an Japan interessierten Leser über die Planungsproblematik hinaus eine Fülle von geographischen Informationen und Einsichten zur jüngeren Entwicklung der japanischen Stadträume, die das Buch für einen großen Interessentenkreis so wertvoll machen. Dazu trägt auch die gediegene Ausstattung der Publikation (allein 343 mehrfarbige Abbildungen) wesentlich bei. In einem Glossar werden zusätzlich japanische Fachbegriffe erläutert (S. 586-611).

Das zum Abschluß des Buches vorgenommene Resümee macht noch einmal auf Stärken und Schwächen der japanischen Stadtplanung und den dringenden weiteren Reformbedarf aufmerksam. Nicht zuletzt

sollte die Erfahrung, dass die äußerst freizügige, mit niedriger Regelungsdichte ausgestattete Planung der 50-/60-er Jahre in ihren Auswirkungen noch heute die Stadterneuerungsplanung in Japan vor extreme Probleme stellt, auch Signalwirkung für die Diskussion in Deutschland besitzen.

Die Publikation besitzt den Charakter eines Handbuches zur japanischen Stadtplanung und ist schon ob der oft vorgenommenen Vergleiche zur deutschen Stadtplanungstheorie und -praxis ein höchst anregendes Werk. Sie ist breitgestreuten Fachkreisen, Stadtplanern, Geographen, Architekten, Regionalwissenschaftlern und nicht nur diesen, zur Information und Auswertung zu empfehlen.

Hans Viehrig

Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001. 309 S.

Martina Löws Grundlegungsversuch einer Raumsoziologie geht von der zutreffenden Feststellung aus, dass in den Gesellschaftswissenschaften eine weitgehende Raumblindheit vorliegt, insbesondere bei den dominierenden Konzeptionen. Sie fragt, wie Raum als Grundbegriff der Soziologie präzisiert werden sollte und hält ihn für unverzichtbar, weil nur mit diesem Terminus „die Organisation des Nebeneinanders“ bezeichnet werden kann. Dazu stützt sie sich in erster Linie auf Giddens' Theorie der Strukturierung und ergänzt sie durch einzelne Elemente aus anderen Werken (Bourdieu, Simmel, Einstein u. a.).

Einer kritischen Betrachtung von vorhandenen Raumkonzeptionen folgen Beschreibungen, mit denen Veränderungen von Raumphänomenen bewusst gemacht werden sollen – z. B. in Bildung und Sozialisation Jugendlicher, in Form virtueller Räume, am Beispiel der global cities sowie anhand von Körperräumen. Die Konstitution von Raum wird im Hauptteil der Arbeit in der Wechselwirkung von Handlung und Struktur verortet, wobei schichtspezifische, ortsbezogene, visuelle und methodologische Faktoren vermittelnd und modifizierend zugleich wirken. Einige exemplarische Analysen über gegenkulturelle, geschlechtsspezifische und städtische Räume dienen der abschließenden Veranschaulichung der theoretischen Vorgaben.

Wenngleich die Autorin sich für die Begründung ihrer Theorie auf verschiedene reale Raumtransformationen bezieht, besteht ihr erster Schritt in einem klassisch idealistischen Vorgehen. Raumvorstellungen und -ideen werden den Realitäten des Raumprozesses vorangestellt, um einen theoretischen Blickwinkel a priori festzulegen, aus dem sich alles weitere ergibt. Die zwei zentralen Axiome dazu lauten: 1. Soziologische Raumvorstellungen sind dann tragfähig, wenn sie grundsätzlich innerhalb philosophisch-physikalischer Denktraditionen bleiben und den Anforderungen einer dualen und relationalen Methodologie genügen. 2. Raum ist als dynamisches Gebilde stets in Handlungsverläufe integriert und aus der Anordnung von Menschen und sozialen Gütern in horizontaler Sicht abzuleiten; dabei besteht der soziale Raum aus materiellen und symbolischen Komponenten.

Damit wird einerseits der Eigencharakter gesellschaftlich bestimmter Raumsysteme und -entwicklungen gegenüber naturwissenschaftlich analysierbaren (biologischen oder physikalischen) Raumphänomenen ignoriert, wodurch das Konzept in die Nähe eines positivistischen Physikalismus gerät. Auch die wenig reflektierte Übernahme des Anordnungsbegriffs aus der Physik Einsteins weist in diese Richtung, zumal sie für Dinge *und* Menschen gelten soll. Eine gesellschaftswissenschaftliche Perspektive hätte dagegen zu fragen, wer hier wen oder was, in wessen Interesse, aufgrund welcher gesellschaftlichen Verhältnisse oder Machtbeziehungen anordnet bzw. anordnen kann. Schließlich ist die Feststellung materieller und symbolischer Raumelemente eine Banalität, die wenig über Zusammenhänge aussagt – die Löw vom Anspruch her aber (als Relationen) thematisieren will.

Im besten Fall bescheidene Erkenntnisfortschritte verspricht auch (wie die Giddens-Kritik hinreichend gezeigt hat) die Zweifelslehre (Dualität oder Dualismus), in der die tatsächlichen Wechselbeziehungen zwischen den jeweils erforschten Faktoren oder Sphären zugunsten einer stetig wiederkehrenden Komplementarität oder Gegenüberstellung undeutlich bleiben.

Diesen dualen Ansatz braucht die Autorin auch deshalb, weil sie den Wandel räumlicher Organisation der Gegenwart in ihre Denkweise integrieren möchte; verinselte Vergesellschaftung, geschlechtsspezifische Raumkonstruktionen, virtuelle Räume, die global cities und die Körperräume durchbrechen die Illusion eines konkreten, einheitlichen Raums und zeigen,

dass heute virtuelle und reale Präsenz gleichzeitig auftreten, d. h. es gibt derzeit immer noch die Vorstellungen vom homogenen Raum im Alltagsdenken, aber das ist nach Löws Ansicht nur noch ein Teil der Raumvorstellungen, der zweite Teil ist durch Heterogenität charakterisiert.

Den Hauptteil der Reflexionen nimmt die Konstitutionsdiskussion ein. Fundamental ist die These, dass die Raumkonstitution unmittelbar in den Prozess des Handelns eingebunden ist. Nach einer eher beiläufig (und getreu dem Giddens-Ansatz) vorgenommenen Absage an jeglichen Bezug auf ökonomische und politische Analysen des Raumprozesses (womit sich diese Raumsoziologie insgesamt als immaterielles Projekt definiert), die z. B. bei Läßle eine Rolle spielen, kommt Löw zum Kern ihrer Raumtheorie. Vorher schlägt noch einmal der raumwissenschaftlich dominierte Unterbau durch, denn es soll tatsächlich wieder um die Frage gehen, wie die von Löw skizzierten Räume Gesellschaft strukturieren. Mit dieser Umkehrung der wirklichen Zusammenhänge beschreitet die Autorin den Weg von der Gesellschaftswissenschaft zurück zur Raumwissenschaft – und das als Soziologin!

„Spacing“ als Errichten, Bauen oder Positionieren ist der erste Teil des räumlichen Konstitutionsprozesses. Eine bedeutendere Rolle wird jedoch den Syntheseleistungen (Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse) zugeschrieben, weil sie erst die Räume konstituieren und abgrenzen. Der gesamte Konstitutionsprozess wird durch räumliche Strukturen als Regeln und Ressourcen, Geschlechtsspezifika, Abweichung und soziale Un-

gleichheit mehr modifiziert als mitbegründet. Mit dieser Zentralthese setzt sich trotz aller dualitätsbezogenen Argumente in der unausgesprochenen Kontroverse zwischen Materialismus und Idealismus, die das Buch wie einen unbewussten roten Faden durchzieht, eindeutig das Erbe Simmels gegenüber einem gelegentlich dialektisch erscheinenden Denken durch. Folge davon ist z. B. die Erklärung sozialer Ungleichheit aus der Raumkonstitution.

Die Raumkonstitution kann natürlich letztlich nur noch durch die Syntheseleistungen und die symbolischen Elemente fundiert und erklärt werden, sobald die politische Ökonomie des „Spacing“ und der Syntheseaktivitäten zurückgewiesen wird. Ergebnis ist, dass der Raum als Ganzes am Ende keine Materialität mehr aufweist.

Die Erläuterung der exemplarischen Analysen im Schlussteil belegt das nachhaltig. Extrem flüchtige Räume, in überwiegend mikrosozialen und kurzzeitigen Kontexten entstanden, werden jetzt zur beherrschenden Repräsentation von Löws Raumtheorie. Sie beruhen auf Atmosphären von Zimmern, Aktionsradien kleiner und kleinster Gruppen und Raumverknüpfungen im Tageshorizont des individuellen Bewusstseins. Am Ende verflüchtigt sich der gnoseologische Physikalismus in sehr schwache, stets in Auflösung befindliche Arrangements, wobei der eingangs betonte relationale Raumbegriff zerfließt und in konstruktivistischer Virtualität versickert.

Eine profunde gesellschaftswissenschaftliche Raumsoziologie bleibt ein dringendes Desiderat. Martina Löws Programm bietet einige Thesen zu einer philosophischen Raumtheorie. Da es dem vorlie-

genden Buch aber nicht nur an gedanklicher Frische und Originalität mangelt, sondern auch ein Begriff von Gesellschaft, eine konkrete Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse und der entsprechenden Raumverhältnisse sowie dem Weg vom Formalen zu den Inhalten des Sozialen fehlen, erscheint die Konzeption wenig erfolgversprechend. Die Arbeit bietet nicht viel mehr als eine Themensammlung für kulturelle Raumphänomene. Unter der Hand setzt sich in Löws Buch ein (wohl voreilig) überwunden geglaubter „spatialism“ – hier unter symbolisch-idealistischen Vorzeichen – von Seite zu Seite stärker durch. Von einem geglückten Ausweg aus den nicht einfach lösbaren Problemen der Diskussion um Raum und Gesellschaft bleibt die Autorin dadurch weit entfernt. Dennoch können auch die hier vorgetragenen, präventios-hypertroph anmutenden Raumreflexionen als Ansporn verstanden werden, Raum schlicht, aber präzise als Teilausschnitt von Gesellschaft zu definieren. Ein solches Konzept allein kann die weitere Überfrachtung und Spreizung des Raumbegriffs verhindern.

Literatur

Läpple, Dieter 1991: Essay über den Raum. In: Hartmut Häußermann u. a.: Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler. S. 157-207.

Simmel, Georg 1957: Brücke und Tor. Essays des Philosophischen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart.

Heinz Arnold

Sigrun Kabisch und Sabine Linke: Revitalisierung von Gemeinden in der Bergbaufolgelandschaft. Opladen 2000 (Forschung Soziologie, Bd.97). 298 S.

Unter dem Stichwort „Revitalisierung“ findet man in der wissenschaftlichen Literatur heute in der Regel Abhandlungen zu Entwicklungsproblemen innerhalb von Großstadtquartieren oder Debatten über Niedergang und Zukunftschancen von Zentren altindustrialisierter Regionen. Die Sanierung der ehemaligen Braunkohlentagebaugebiete überlappt sich zwar mit der Entwicklungsproblematik altindustrialisierter Gebiete, das wissenschaftliche Interesse ist hier jedoch in starkem Maße auf ökologische, technologische, landschaftsgestalterische, Landnutzungs- und planerische Aspekte ausgerichtet. Die soziale Dimension, die in der Revitalisierung der Tagebaugemeinden in spezifischer Weise ihre Wirkung entfaltet, blieb weitgehend ausgeblendet. Diese offensichtliche Forschungslücke war für die Autorinnen Anlass, mit Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ein regionalsoziologisches Forschungsprojekt zu starten, dessen Ergebnisse im vorliegenden Buch öffentlich gemacht werden.

Im Forschungsansatz präzisieren die Verfasserinnen die andersartigen Entwicklungsbedingungen, die in den Tagebaurandgemeinden Ostdeutschlands im Vergleich zu denen Westdeutschlands gegeben waren, die letztlich auch die Entwicklung der Sanierungsprogramme für die ehemaligen Braunkohlentagebaugebiete begründeten. Für ihre Untersuchung gehen die Autorin-

nen vom Konzept der eigenständigen oder endogenen Regionalentwicklung als Grundorientierung für die ehemaligen Bergbauregionen aus und leiten daraus die Fragestellung nach den sozialen Potenzialen in den Orten ab, die sie als wesentliche Motoren für die Mobilisierung von regionalen Eigenkräften identifizieren. Es werden vier soziale Potenziale beschrieben, die für die Revitalisierung bedeutungsvoll sind. In einem weiteren Schritt wird versucht, diese zu operationalisieren. Die Systematik, die sechs Bereiche (von siedlungsstrukturellen Bedingungen bis zu kommunal-administrativen Bedingungen) unterscheidet, spiegelt zugleich die Komponenten der Untersuchungsmethodik. So werden wichtige Merkmale der Ortscharakteristik raumanalytisch erfasst und über eine Bewohnerbefragung die Wahrnehmung und Bewertung vorhandener Strukturen und Prozesse sowie konkrete Handlungsmuster ermittelt und analysiert. In der Verknüpfung von objektiver und subjektiver Perspektive im Hinblick auf den Revitalisierungsprozess wollen die Autorinnen Aufschluss darüber geben, in welchem Maße soziale Potenziale diesen Prozess befördern können. Wenn auch die eigentliche Untersuchung nicht vollständig dieser Systematik folgt, so wird doch das Prinzip des komplexen Herangehens bei der Beurteilung des Revitalisierungsprozesses durchgehalten. Die Verfasserinnen gewinnen aus der Analyse der sozialstrukturellen Merkmale der Bevölkerung in Verbindung mit der siedlungsstrukturellen und wirtschaftlichen Charakteristik drei Ortstypen, auf die sie dann die Wahrnehmungen und Bewertungen der Bewohner zur

Wohnzufriedenheit, zum sozialen Leben und zur Lebensqualität im Zusammenhang mit Tagebau und Sanierung abbilden. Bei den in Übersichten nach den einzelnen Ortstypen zusammengefassten Ergebnissen zeigt sich eine große Konformität. Dieses enge Wechselverhältnis zwischen der Entwicklung materieller Strukturen und subjektiven Bewertungen und Handlungsmustern wird auch bei der Behandlung der einzelnen Fallbeispiele (drei Ortschaften werden als Typrepräsentanten detailliert vorgestellt) nachgewiesen.

Sicher könnte man einzelne zusammenfassende Einschätzungen und Wertungen stärker hinterfragen, z. B. wie ist die Wohnzufriedenheit für die einzelnen Ortstypen bestimmt worden, da diese sich nachweislich aus mehreren Merkmalen zusammensetzt. Hier erweist es sich für den Leser als Nachteil, dass der sicherlich sehr umfangreiche Fragebogen nicht in einen Anhang aufgenommen wurde. Andererseits kann den Verfasserinnen ein seriöser Umgang in Bezug auf die Befragungsanalytik

bescheinigt werden. An einigen Stellen ist der Textinhalt Opfer der modernen Schreibtechnik geworden (Textlücke zwischen S. 22/23, Typvertauschung zwischen Espenhain und Strömthal auf S. 133). Auch hätte der Geograph an einigen Stellen noch Diskussionsbedarf, z. B. beim Potenzialbegriff oder bei der inhaltlichen Abgrenzung von Siedlung einerseits und Gemeinde andererseits.

Insgesamt stellen die Autorinnen mit ihren ausgewählten Beispielen (14 Gemeinden des ehemaligen Tagebaus Espenhain) nicht nur in sehr anschaulicher Weise die differenzierte Bewältigung der bergbaulichen Vergangenheit in Gemeinden des mitteldeutschen Braunkohlenreviers dar, sie formulieren auch verallgemeinernd Schlussfolgerungen mit Handlungsorientierungen für den Revitalisierungsprozess, die für lokale und regionale Akteure auch anderer Problemregionen wertvoll sein können.

Gabriele Saupe